



BERGSTEIGER
DÖRFER



Ideen – Taten – Fakten Nr. 11

10. Jahrestagung Bergsteigerdörfer, Steinbach am Attersee / Oberösterreich, 12. – 15. Oktober 2017

Gemeinschaft – Lebensqualität – Kreativität

Die Kultur der Bergsteigerdörfer

**PEFC zertifiziert**

Dieses Produkt stammt
aus nachhaltig
bewirtschafteten
Wäldern und
kontrollierten Quellen
www.pefc.at



Gedruckt nach der Richtlinie des Österreichischen Umweltzeichens
„Druckerzeugnisse“, sandler print&packaging“, Nr. 750.

Herausgeber: Österreichischer Alpenverein, Abteilung Raumplanung und Naturschutz, Olympiastr. 37, 6020 Innsbruck

Titelbilder: Hannes Schlosser

Bilder der Tagung und Umgebung:

Hannes Schlosser, ausgenommen Seite 2 (H. Bischof), Seite 12 (J. Badura), Seite 20 (H. Bischof), Umschlag Rückseite (Tostmann Trachten)

Textbearbeitung: Roland Kals

Redaktion, Layout: Roland Kals, Barbara Reitler

Übersetzung, Lektorat: Barbara Reitler

Druck: sandler print&packaging, Marbach

Gemeinschaft – Lebensqualität – Kreativität

Die Kultur der Bergsteigerdörfer

10. Jahrestagung Bergsteigerdörfer
Steinbach am Attersee / Oberösterreich
12.–15. Oktober 2017

Ideen – Taten – Fakten Nr. 11

www.bergsteigerdoerfer.org

Innsbruck, April 2018

Die Bergsteigerdörfer – eine Initiative der Alpenvereine



Im Gedenken an Lois Weidinger, † 30. Dezember 2017

Inhalt

Zusammenfassung / Summary	4
Bevölkerung und Kultur – eine Deklaration der Alpenkonvention und ihre Implementierung Peter A. Rumpolt , Österreichische Akademie der Wissenschaften und BMNT	6
Verhandlung statt Unterhaltung – Überlegungen zur Bedeutung von Kultur im Rahmen der Regionalentwicklung in Berggebieten Jens BADURA, berg_kulturbüro in Ramsau und Zürcher Hochschule der Künste	11
Die Zukunft der Alpen – eine junge Perspektive Julia THÜRINGER CIPRA- International, Jugendbeirat	13
Eine Alpen-Utopie Luisa DEUBZER, CIPRA- International, Jugendbeirat	17
Diskussionsforum Vormittag	21
Schiach bauen – nein danke! Gedanken zur Kultur des Gebauten in der Wechselbeziehung zur regionalen Identität Doris HALLAMA, Technische Universität München	24
Das Wunder der ewigen Wiederkehr: Textile Materialien, Techniken und Formen Gexi TOSTMANN, Tostmann Trachten, Seewalchen und Wien	31
Berg – Dorf – Leben. Anmerkungen zur Idee der Bergsteigerdörfer in der modernen Welt Rudi ERLACHER, Deutscher Alpenverein	33
Diskussionsforum Nachmittag	45
Anhang	
Liste der Teilnehmerinnen und Teilnehmer	51
Fotos Begrüßungsabend	53
Fotos Ortsführung	54
Fotos Gustav Mahler Wanderung und Schifffahrt	55
Fotos Höllengebirgstour	56

Zusammenfassung

Roland Kals

Thematischer Rahmen der Jahrestagung 2017 war die Alpenkonventions-Deklaration „Bevölkerung und Kultur“. Dabei konzentrierten wir uns auf die Themen „Gemeinschaftsbewusstsein, Identität, Lebensqualität und kreative Milieus“. Im speziellen wollen wir uns der Frage annähern, welche soziokulturellen und ökonomischen Rahmenbedingungen es für das „gute Leben“ in den Bergen braucht.

Der Geograph **Peter A. Rumpolt** skizzierte die wichtigsten Inhalte der Deklaration und hob deren hohen Stellenwert im Kontext der Alpenkonvention hervor. Als ein Beispiel dafür nannte er das aktuelle Arbeitsprogramm der Alpenkonferenz, in dem als die erste von sechs Prioritäten die Fokussierung auf Mensch und Kultur festgelegt wurde.

Der Kulturphilosoph **Jens Badura** erläuterte die essentielle Rolle von Kultur – im weitesten Sinne zu verstehen als das vom Menschen Gemachte und damit auch von ihm zu Verantwortende – als Grundlage für die selbstbewusste Verhandlung von Regionalentwicklung in den Berggebieten. Kultur sollte als „Kompass“ für die Gestaltung des Gemeinwesens verstanden werden, im Sinne der gemeinschaftlichen Pflege der Lebensumwelt und des Hinterfragens des „wie wollen wir sein?“.

Julia Thüringer und **Luisa Deubzer** sind im Jugendbeirat von CIPRA-International tätig. Sie schilderten ihre Vorstellungen, wie Zukunftsoptionen für die junge Bevölkerung im Alpenraum aussehen könnte. Da geht es zunächst um handfeste Werkzeuge, wie zum Beispiel die Ermöglichung von Jugendpartizipation oder eine zielgruppenorientierte Informationspolitik. Darüber hinaus wäre ein radikal geändertes sozio-ökonomisches Umfeld nötig, das die Vortragenden in der Einführung des bedingungslosen Grundeinkommens sehen.

Die Baukultur ist für den Wohlfühlfaktor in den Bergen ein brisantes und ständig aktuelles Thema. Architektin **Doris Hallama** zeigte in ihrem Beitrag den Zusammenhang zwischen Bauen und alpinem Lebensgefühl, thematisierte wichtige daraus erwachsende Aufgaben und präsentierte einige gelungene Beispiele zeitgemäßer alpiner Bauweisen.

Auch im Alpenraum verschwinden traditionelle handwerkliche Kulturtechniken. Vor allem das lokale Handwerk kann sich nur mühsam behaupten. Die Unternehmerin **Gexi Tostmann** zeigte uns, wie man mit Qualitätsbewusstsein und konsequent an Nachhaltigkeitskriterien ausgerichteter Unternehmensphilosophie auch in der umkämpften Bekleidungsbranche gegen internationale Konkurrenz bestehen kann.

Rudi Erlacher, Vizepräsident des Deutschen Alpenvereines, lieferte eine kulturhistorische Analyse des Verhältnisses von Mensch, Berg und Gemeinschaft und plädierte leidenschaftlich dafür, dass Schöne, und Erhabene der Berge sowie die Funktionalitäten dörflicher Gemeinschaften als Gegenmodell zu den Exzessen der modernen, materiell grundierten Lebensintensität heran zu ziehen, gleichsam als vorausschauende und nachdenkliche Erfahrung des Lebens und der Natur.

Ergänzt wurden die Vorträge durch eine rege Publikumsdiskussion. Vertieft besprochen wurden grundsätzliche Aspekte des selbstbestimmten Lebens in den Bergen, Fragen des bedingungslosen Grundeinkommens, Hemmnisse und Chancen der regionalisierten Versorgung sowie Herausforderungen für die kleinbäuerlichen Betriebe. Die Veranstaltung endete mit einem Appell zur konsequenten Weiterverfolgung der Bergsteigerdörferidee und Einladungen für die Beitrittsfeiern in Jezersko und Kreuth sowie für die 11. Jahrestagung im Maltatal.



Summary

by Roland Kals

Thematic framework for the annual mountaineering villages conference of 2017 was the declaration "Population and Culture" of the Alpine Convention. The focus lay on communal consciousness, identity, quality of life and creative environments. In particular the question of which socio-cultural and economic basic conditions it needs for "good living" in the Alps was approached.

Geographer **Peter Alexander Rumpolt** outlined the most important contents of the declaration and emphasized its importance in the context of the Alpine Convention. Serving as example, he pointed out the current work program of the Alpine Conference, which defines the focus on humankind and culture as the first of six priorities.

Cultural philosopher **Jens Badura** explained the essential role of culture – to understand as a manmade topic that we have to take responsibility for – as basis for the self-confident negotiation of regional development in mountain areas. Culture should be understood as a compass for the shaping of communities and their environments accompanied by the question: "How do we want to be?"

As representatives of the Youth Advisory Council of CIPRA International, **Julia Thüringer and Luisa Deubzer** expressed their ideas on what the future for the young population in the alpine region could look like. Besides tangible tools, such as the facilitation of youth participation or a target group-oriented information policy, a radically changed socio-economic environment would be needed, for example by introducing an unconditional basic income.

Architectural design is a controversial and ever-present topic in the context of an alpine sense of well-being. Architect **Doris Hallama** showed the connections between construction and alpine lifestyle and important tasks resulting from this fact. She also presented some successful examples of contemporary alpine architecture.

Considering that also in the Alps traditional craft techniques disappear, traditional handicraft businesses work hard to hold their ground. Local entrepreneur **Gexi Tostmann** showed us how one can stand international competition even in the competitive clothing industry by sustaining a high standard of quality and a corporate philosophy, that pursues sustainability in all aspects.

Rudi Erlacher, vice president of the German Alpine Association (DAV), provided a cultural-historical analysis of the relationship between humankind, mountain and community. He passionately advocated for the beauty and greatness of the mountains and the functionality of village communities as well, thus as a counter concept to the excesses of modern life's intensity or even as a foreseeing and thoughtful experience of life and nature.

The lectures were complemented by lively public discussions. Basic aspects of self-determined life in the mountains, questions on the unconditional basic income, obstacles and opportunities of regionalized supplies as well as challenges for small rural structures and farms were discussed in depth. The event ended with an appeal to consistently follow the mountaineering village idea and stay true to its philosophy – and invitations to the official joining ceremonies in Jezersko and Kreuth as well as the 11th annual meeting in the Malta Valley in September 2018.



Bevölkerung und Kultur – eine Deklaration der Alpenkonvention und ihre Implementierung

Peter Alexander Rumpolt
Österreichische Akademie der Wissenschaften und
Bundesministerium für Nachhaltigkeit und Tourismus

Eine Deklaration im Rahmen der Alpenkonvention

Das internationale Übereinkommen zum Schutz der Alpen – die Alpenkonvention – ist ein völkerrechtlich verbindliches Vertragswerk, welches aus einer 1991 unterzeichneten und 1995 in Kraft getretenen Rahmenkonvention sowie aus acht Durchführungsprotokollen, einem Streitbeilegungsprotokoll und mehreren Deklarationen besteht. Die themenbezogenen Protokolle und Deklarationen zeigen Maßnahmen zur Durchführung und Umsetzung des Abkommens auf.

Zur Erreichung des Zieles einer ganzheitlichen Politik zur Erhaltung und zum Schutz der Alpen unter Berücksichtigung u. a. einer umsichtigen und nachhaltigen Nutzung der Ressourcen mögen die Vertragsparteien auf verschiedenen Gebieten geeignete Maßnahmen ergreifen (vgl. OeAV 2011, S. 34f.). Diesbezüglich sind im Text der Rahmenkonvention insgesamt zwölf verschiedene Fachgebiete genannt (siehe ebd.). Zu acht dieser zwölf Themenbereiche wurden inhaltliche Durchführungsprotokolle ausverhandelt und unterzeichnet (Raumplanung und nachhaltige Entwicklung; Berglandwirtschaft; Naturschutz und Landschaftspflege; Bergwald; Tourismus; Bodenschutz; Energie; Verkehr). Das in der Rahmenkonvention hinsichtlich Umsetzungsmaßnahmen zuallererst genannte Themengebiet ist allerdings „Bevölkerung und Kultur“. Dazu existiert kein eigenes Protokoll, immerhin aber eine ebenfalls auf Ministerebene – und zwar im Rahmen der IX. Tagung der Alpenkonferenz 2006 in Alpbach (vgl. ebd., S. 125) – beschlossene Deklaration. Im Gegensatz zu den Protokollen sind die Deklarationen jedoch nicht rechtsverbindlich.

Dass der Deklaration „Bevölkerung und Kultur“ aber besondere Bedeutung zuteil wird, zeigt sich darin, dass sie als einzige Deklaration auch bereits Gegenstand eines Überprüfungsverfahrens gewesen ist. Dieser Mechanismus war im Zuge der VII. Tagung der Alpenkonferenz 2002 in Meran zur periodischen Überprüfung der Einhaltung der Alpenkonvention (gemeint ist damit die Rahmenkonvention) und

ihrer Durchführungsprotokolle beschlossen worden (inkl. Einrichtung des Überprüfungsausschusses; vgl. OeAV 2011, S. 119f.); im Falle des Themenbereichs „Bevölkerung und Kultur“ wurde dieser Mechanismus aber eben de facto auch schon auf eine Deklaration angewendet (2009).

Inhaltliche Ausgestaltung der Deklaration

In der 1991 in Salzburg (II. Tagung der Alpenkonferenz) unterzeichneten Alpenkonvention (Rahmenkonvention) wird zum Bereich „Bevölkerung und Kultur“ festgehalten, dass geeignete Maßnahmen „mit dem Ziel der Achtung, Erhaltung und Förderung der kulturellen und gesellschaftlichen Eigenständigkeit der ansässigen Bevölkerung und der Sicherstellung ihrer Lebensgrundlagen, namentlich der umweltverträglichen Besiedlung und wirtschaftlichen Entwicklung sowie der Förderung des gegenseitigen Verständnisses und partnerschaftlichen Verhaltens zwischen alpiner und außeralpiner Bevölkerung“ (OeAV 2011, S. 35) zu ergreifen seien.

In der 2006 in Alpbach (IX. Tagung der Alpenkonferenz) beschlossenen Deklaration „Bevölkerung und Kultur“ selbst ist eingangs festgehalten, dass die MinisterInnen der Vertragsparteien der Alpenkonvention den eben zitierten sozioökonomischen und soziokulturellen Aspekten eine zentrale Bedeutung für die Umsetzung einer ganzheitlichen Politik zum Schutz und zur nachhaltigen Entwicklung des Alpenraumes beimessen (vgl. OeAV 2011, S. 125; der Deklarationstext ist auch online verfügbar, siehe Ständiges Sekretariat der Alpenkonvention o.J.). Das Bestreben, die kulturelle Vielfalt im Alpenraum zu erhalten und den (interkulturellen) Dialog zu fördern, wird dabei im Eingangstext der Deklaration ebenso festgehalten wie die große Bedeutung einer an den Bedürfnissen der Menschen ausgerichteten Politik der Nachhaltigkeit – nur eine solche Politik könne zu einer Identifikation der Bevölkerung mit den Inhalten der Alpenkonvention führen.

Auch der Anspruch auf ein dauerhaftes und chancengleiches Leben und Wirtschaften solle Grundlage für die Politik sein, welchem auch die Auswirkungen des demographischen Wandels auf das Leben und Arbeiten im Alpenraum bewusst sind. (vgl. OeAV 2011, S. 125)

Anschließend sind in der Deklaration „Bevölkerung und Kultur“ der Alpenkonvention die konkreten Grundsätze und Zielsetzungen festgehalten, zu denen sich die Politik 2006 auf Ministerebene bekannt hat. Die Grundsätze und Ziele sind nach den folgenden fünf Bereichen strukturiert (vgl. ebd., S. 125ff.):

- I. Gemeinschaftsbewusstsein und Kooperation
- II. Kulturelle Vielfalt
- III. Lebensraum, Lebensqualität und Chancengleichheit
- IV. Wirtschaftsraum
- V. Rolle der Städte und der ländlichen Räume

Jeder dieser fünf Themenbereiche umfasst mehrere Teilbereiche, welchen wiederum jeweils ein oder mehrere spezifische Grundsätze/Ziele

zugeordnet sind. Die Umsetzung der Grundsätze und Zielsetzungen erfolgt durch konkrete Maßnahmen, die im Anhang (Anlage) zur Deklaration exemplarisch aufgelistet werden (vgl. ebd.). Drei Beispiele für thematische Teilbereiche und deren Umsetzung mögen dies nachfolgend verdeutlichen.

Innerhalb des Themengebiets „Kulturelle Vielfalt“ bildet die „Sprachenvielfalt“ einen von drei Teilbereichen. Die diesbezüglich spezifischen Zielsetzungen bestehen erstens darin, die Vielfalt der Sprachen speziell der angestammten Sprach- und Kulturgemeinschaften im Alpenraum zu pflegen und zu fördern, sowie zweitens in der Anerkennung der Bedeutung und des Werts des toponomastischen Erbes (vor allem Orts- und Flurnamen). Als konkrete Umsetzungsmaßnahmen werden in diesem Zusammenhang u. a. eine gezielte Förderung der Sprachen des Alpenraumes und dabei insbesondere der Regionalsprachen (inkl. Dialekte) im Unterricht, der Aufbau von Partnerschaften zwischen Schulen verschiedener Sprachgebiete sowie Projekte zur Entwicklung und zum Erwerb von Gebietskenntnissen durch die Erforschung und Verwendung der Toponomastik genannt. (vgl. ebd., S. 126, 128)

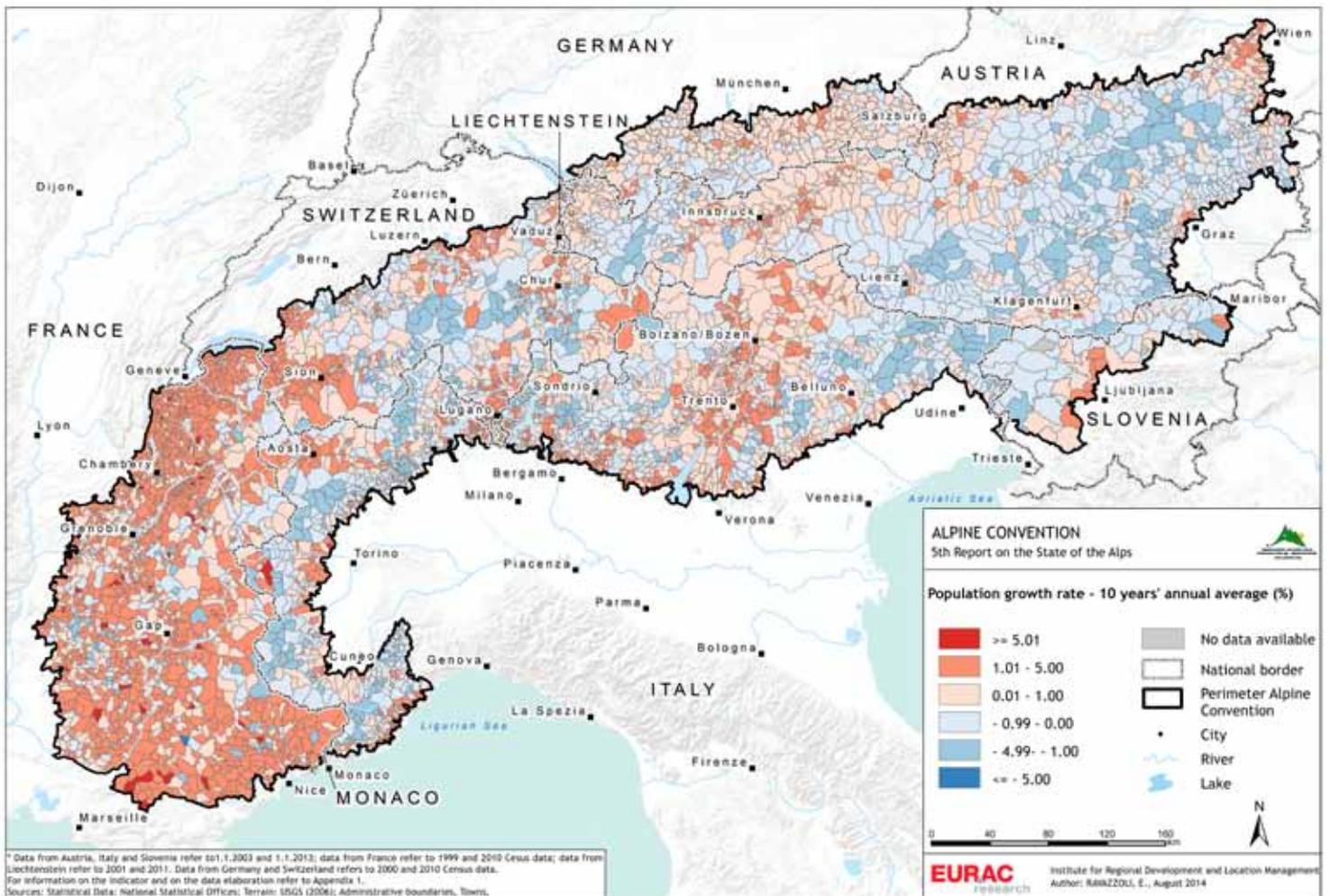


Abb. 1: Rate der durchschnittlichen jährlichen Bevölkerungsveränderung im Alpenraum 1.1.2003–1.1.2013 nach Gemeinden (Quelle: Ständiges Sekretariat der Alpenkonvention 2015, S. 36; Kartographie: A. Scuttari und E. Ravazzoli, EURAC)

Der Themenbereich „Lebensraum, Lebensqualität und Chancengleichheit“ umfasst insgesamt sechs Teilbereiche, unter anderem „Dienstleistungen von allgemeinem Interesse und Grundversorgung“. Dabei wird auf die Aufrechterhaltung und Entwicklung dezentraler Dienstleistungen von allgemeinem Interesse und einer dezentralen Grundversorgung abgezielt. Zu den entsprechenden Umsetzungsmaßnahmen zählen u. a. solche zur Förderung einer besseren räumlichen Verteilung der Dienstleistungen für den Grundbedarf sowie die Wiedererrichtung oder Stärkung des Angebots an öffentlichen Verkehrsmitteln. (vgl. ebd., S. 126, 128)

Als drittes und letztes Beispiel dürfen an dieser Stelle die „Wertschöpfungsketten“ dienen, welche einen von drei Teilbereichen des Themenbereichs „Wirtschaftsraum“ darstellen. Die Zielsetzung besteht dabei darin, Wertschöpfungsketten zu stärken und auszubauen, um lokale und regionale Produkte und Dienstleistungen zu fördern. Die Entwicklung und Verankerung regionaler Marken und entsprechender Qualitätsstandards wird als eine der Maßnahmen zur Umsetzung dieses Zieles angeführt. (vgl. ebd., S. 126f., 129)

Nach Ansicht des Verfassers vorliegenden Beitrags ziehen sich vor allem folgende drei Aspekte wie ein „roter Faden“ durch die zur Umsetzung der Grundsätze und Ziele der Deklaration „Bevölkerung und Kultur“ in deren Anlage festgeschriebenen Maßnahmen:

- die Bedeutung von Information und Informationsveranstaltungen,
- das Zusammenspiel zwischen der ansässigen Bevölkerung und Regionalem (z. B. Dialekte oder Produkte) und
- die Relevanz von Zusammenarbeit und Erfahrungsaustausch sowie Partnerschaften.

Diese Aspekte sind zumindest teilweise auch in nachfolgend erläuterten Umsetzungsprojekten wiedererkennbar.

Implementierung der Deklaration – Beispiele für Umsetzungsprojekte

Wie die Deklaration „Bevölkerung und Kultur“ der Alpenkonvention mit den darin enthaltenen Grundsätzen und Zielen sowie Maßnahmen in der Praxis tatsächlich implementiert, also konkret angewendet und umgesetzt werden kann, sei anhand von fünf Projekten exemplarisch dargestellt.

Das **erste Beispiel** stellt einer der bis dato sechs veröffentlichten Alpenzustandsberichte dar, und zwar Nummer 5 mit dem Titel „Demographischer Wandel in den Alpen“ (erarbeitet 2013–2014, publiziert 2015). Dieser inhaltlich in die Bereiche Demographie, Beschäftigung und Bildung sowie (Gesundheits-)Versorgungsangebote gegliederte 5. Alpenzustandsbericht spiegelt einige der Zielsetzungen der Deklaration „Bevölkerung und Kultur“ wider. Neben allgemeinen und nationalen Textbeiträgen sowie thematischen Analysen wurden auch konkrete Good-Practice-Beispiele aus verschiedenen Alpenstaaten in den Bericht integriert.

In dem vom Verfasser dieser Zeilen bei der 10. Jahrestagung Bergsteigerdörfer am 13. Oktober 2017 im oberösterreichischen Steinbach am Attersee gehaltenen Vortrag mit dem Titel „Die Deklaration ‚Bevölkerung und Kultur‘ der Alpenkonvention“ – der verbalen Version vorliegenden schriftlichen Beitrags – wurden sowohl der Erarbeitungsprozess des 5. Alpenzustandsberichts als auch ein Teil von dessen Inhalten und Ergebnissen näher erläutert und veranschaulicht. An dieser Stelle sei in Bezug auf die Entstehung des Berichts weiterführend auf Rumpolt et al. 2015 sowie inhaltlich in Bezug auf Ergebnisse zur Demographie mit speziellem Fokus auf Österreich auf Rumpolt 2015a, 2015b sowie generell auf den 5. Alpenzustandsbericht selbst (für die deutschsprachige Version siehe Ständiges Sekretariat der Alpenkonvention 2015) verwiesen.

Ein inhaltliches Fazit zur demographischen Situation im gesamten sowie speziell im österreichischen Alpenraum soll hier aber dennoch nicht unerwähnt bleiben: Es konnten eine ausgeprägte räumliche Differenzierung sowie ebensolche regionale Unterschiede in Bezug auf mehrere demographische Indikatoren festgestellt werden. Im Hinblick auf den österreichischen Alpenraum konnte dabei ein interessantes räumliches Grundmuster konstatiert werden: Von Ausnahmen abgesehen weist der westliche Teil tendenziell ein Bevölkerungswachstum auf und ist durch anteilmäßig mehr jüngere Menschen sowie einen höheren Anteil nicht-österreichischer Staatsangehöriger gekennzeichnet, während der östliche Teil weitgehend durch Bevölkerungsrückgang geprägt ist und durch eine vergleichsweise „ältere“ Bevölkerung sowie einen geringeren Anteil von Personen mit nicht-österreichischer Staatsbürgerschaft charakterisiert werden kann (vgl. Rumpolt 2015b, S. 37). Ein Aspekt dieses Grundmusters kann auch der die Bevölkerungsveränderung innerhalb eines Jahrzehnts visualisierenden Karte (Abbildung 1) entnommen werden.



Abb. 2: Vortragende und Diskutant/inn/en im Rahmen der Konferenz zur Rolle der Frauen in Bergregionen Mitte April 2017 in Alpbach, Tirol.
Foto: R. Strasser, BMLFUW.

Als **zweites Beispiel** für eine konkrete Anwendung und Umsetzung der Deklaration „Bevölkerung und Kultur“ darf die Mitte April 2017 im Rahmen der aktuellen österreichischen Alpenkonventionspräsidentenschaft in Alpbach abgehaltene internationale Konferenz zur Rolle der Frauen in Bergregionen erwähnt werden (Abbildung 2). Durch Keynote-Vorträge von Expertinnen aus Südamerika, Afrika, Asien und dem Alpenraum sowie Podiumsdiskussionen – jeweils strukturiert nach den Themenbereichen Ökologie, Ökonomie und Kultur/Soziales – wurden die Bedeutung des Engagements von Frauen und auch die Vielfalt an unterschiedlichen Lebenssituationen von und Herausforderungen für Frauen in Berggebieten unserer Erde offenkundig. Eine von Österreich vorgeschlagene Deklaration mit dem Titel „Regionale Lösungen für globale Herausforderungen“, welche auf die Stärkung der Initiativen von Frauen in Gebirgsregionen und dabei u. a. auf den Aufbau einer Plattform zum permanenten Informations- und Erfahrungsaustausch abzielt, konnte im Zuge der Konferenz verabschiedet werden. Für einen spannenden inhaltlichen Einblick in diese Konferenz im Speziellen darf auf Galle 2017, für weiterführende Informationen zu den Schwerpunkten und Veranstaltungen des österreichischen Alpenkonventionsvorsitzes 2016–2019 im Allgemeinen auf BMLFUW o.J., Rumpolt 2017, Rumpolt und Promper 2017 sowie Galle und Pohl 2017 hingewiesen werden.

Darüber hinaus können abschließend noch **weitere drei Beispiele** für Projekte genannt werden, welche einen Beitrag zur Umsetzung der Deklaration „Bevölkerung und Kultur“ der Alpenkonvention zu leisten imstande sind: Einerseits ist hier das unter dem vorigen österreichischen Alpenkonventionsvorsitz 2006 eingeführte Jugendparlament (mit jährlichen Treffen 16- bis 19-Jähriger aus dem Alpenraum) anzuführen, andererseits aber auch das jährlich rund um den 11. Dezember, den Internationalen Tag der Berge, stattfindende Kulturfestival „Berge lesen“ (mit Veranstaltungen zu alpiner Literatur, Sprachen und Kulturen). Und darüber hinaus – quasi „last but not least“ – dürfen an dieser Stelle auch die „Bergsteigerdörfer“ nicht unerwähnt bleiben.

Mit dem Projekt „Alpenkonvention konkret: Bergsteigerdörfer“ des Österreichischen Alpenvereines (ÖAV) – seit 2016 offizielles Umsetzungsprojekt der Alpenkonvention und mittlerweile auch um Bergsteigerdörfer außerhalb Österreichs erweitert – werden sowohl Aspekte und Maßnahmen des Protokolls „Tourismus“ als auch der Deklaration „Bevölkerung und Kultur“ in der Praxis zu implementieren versucht. Konkret wird beispielsweise mit der Erarbeitung und Herausgabe der Broschüren „Alpingeschichte kurz und bündig“ zu den einzelnen Bergsteigerdörfern (Gemeinden oder Regionen) zur Wissensvermittlung an Interessierte beigetragen.

Die Bedeutung regionaler Gesichtspunkte, Kenntnisse und Initiativen sowie das Engagement der ansässigen Bevölkerung, aber auch Kooperationen und Erfahrungsaustausch sowie nicht zuletzt die Aufbereitung, Zurverfügungstellung und Weitergabe interessanter Informationen und relevanten Wissens stellen Aspekte dar, welche sich sowohl in den Grundsätzen, Zielen und Maßnahmen der Deklaration „Bevölkerung und Kultur“ als auch in den exemplarisch erläuterten Umsetzungsprojekten wiederfinden.

Schlussbemerkungen

Der Deklaration „Bevölkerung und Kultur“ der Alpenkonvention wohnt ein besonderer Stellenwert inne. Zur konkreten Umsetzung der in der Deklaration formulierten Maßnahmen können verschiedene Projekte – darunter auch die Initiative „Bergsteigerdörfer“ – einen aktiven und bedeutsamen Beitrag leisten.

Dass der Themenbereich „Bevölkerung und Kultur“ innerhalb der internationalen Alpenkonvention weiterhin als äußerst wichtig erachtet wird, obwohl dazu bis dato kein eigenes Durchführungsprotokoll, sondern eben „nur“ eine Deklaration existiert, wird auch bei einem Blick auf das Mehrjährige Arbeitsprogramm der Alpenkonferenz (MAP) für die Jahre 2017–2022 offensichtlich (vgl. Ständiges Sekretariat der Alpenkonvention 2017): In diesem im Rahmen der XIV. Tagung der Alpenkonferenz 2016 in Grassau beschlossenen Arbeitsprogramm lautet die erste von insgesamt sechs festgeschriebenen Prioritäten folgendermaßen: „Fokussierung auf Menschen und Kultur“.

Ergänzend möchte der Autor dieses Beitrags Herrn MR Dr. Ewald Galle vom Ministerium für Nachhaltigkeit und Tourismus für die bereitwillige Bereitstellung von Hintergrundinformationen für Vortrag und Beitrag herzlich danken.

Literatur:

BMLFUW (Ministerium für ein lebenswertes Österreich) (Hrsg.) (o.J.): *Schwerpunkte der österreichischen Präsidentschaft. Alpenkonvention 2016–2018.* – o.O.; auch online unter: http://www.alpconv.org/de/organization/presidency/AT2016/Documents/MLO_Broschuere_DE_FIN.pdf

GALLE E. (2017): *Die Rolle der Frau in den Bergregionen. Internationale Konferenz im Rahmen der Alpenkonvention.* – In: *Die Alpenkonvention. Nachhaltige Entwicklung für die Alpen* 86, 7-8; auch online unter: <https://www.yumpu.com/de/document/view/59452417/ak-zeitschrift86>

GALLE E. und POHL K. (2017): *Aktuelles vom österreichischen Alpenkonventionsvorsitz.* – In: *Die Alpenkonvention. Nachhaltige Entwicklung für die Alpen* 87, 12; auch online unter: <https://www.yumpu.com/de/document/view/59821289/ak-zeitschrift-nr-87>

OeAV (Oesterreichischer Alpenverein) (Hrsg.) (2011): *Vademecum Alpenkonvention.* – Innsbruck.

RUMPOLT P.A. (2015a): *Der (österreichische) Alpenraum – demographisch betrachtet. Ein Blick in den 5. Alpenzustandsbericht.* – In: *Die Alpenkonvention. Nachhaltige Entwicklung für die Alpen* 81, 9-10; auch online unter: http://www.cipra.org/de/cipra/oesterreich/alpenkonvention/Alpenkonventions_Zeitschrift_81.pdf

RUMPOLT P.A. (2015b): *Bevölkerungsdichte, -struktur und -veränderung im [(ost-)österreichischen] Alpenraum. Ein Einblick in den 5. Alpenzustandsbericht.* – In: CIPRA Österreich (Hrsg.): *Die Alpenkonvention und die Region der Niederösterreichischen Randalpen. Möglichkeiten der Nachhaltigen Regionalentwicklung.*

Tagungsband zur CIPRA Österreich Jahresfachtagung 29-30. September 2015 in Lunz am See. – Wien und Innsbruck. (= CIPRA Österreich Veröffentlichungen 5), 32-37; auch online unter: http://www.cipra.org/de/cipra/oesterreich/files/Broschuere_Tagungsband_72dpi.pdf

RUMPOLT P.A. (2017): *Die Alpenkonvention 2016 – 2018 unter dem Vorsitz Österreichs.* – In: *Natur und Landschaft. Zeitschrift für Naturschutz und Landschaftspflege* 92 (9/10), 470-471.

RUMPOLT P.A., BARTEL A., BENDER O., ELMI M. und VREVC S. (2015): *Alpenzustandsbericht zum Demographischen Wandel – die Entstehung.* – In: *Geographie aktuell. Informationen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft* 7 (2), 5; auch online unter: http://www.geoaustria.ac.at/items/uploads/files/geo_aktuell_2_2015online.pdf

RUMPOLT P.A. und PROMPER C. (2017): *Halbzeit des österreichischen Vorsitzes in der Alpenkonvention.* – In: *Geographie aktuell. Informationen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft* 9 (3), 5; auch online unter: http://www.geoaustria.ac.at/items/uploads/files/ga33_online.pdf

Ständiges Sekretariat der Alpenkonvention (Hrsg.) (o.J.): *Deklaration „Bevölkerung und Kultur“;* http://www.alpconv.org/de/convention/framework/Documents/AC_IX_11_declarationpopcult_de_fin.pdf

Ständiges Sekretariat der Alpenkonvention (Hrsg.) (2015): *Demographischer Wandel in den Alpen. Alpenzustandsbericht.* – Innsbruck und Bozen. (= Alpenkonvention. Alpensignale – Sonderserie 5); auch online unter: <http://www.alpconv.org/de/publications/alpine/Documents/RSA5de.pdf>

Ständiges Sekretariat der Alpenkonvention (Hrsg.) (2017): *Mehrjähriges Arbeitsprogramm der Alpenkonferenz 2017-2022.* [in der Printversion mit Beilage: Roadmap 2017-2018]. – Innsbruck und Bozen; auch online unter: http://www.alpconv.org/de/publications/alpine/Documents/MAP_2017-2022_DE.pdf



Mag. Peter Alexander Rumpolt ist Geograph und am Institut für Stadt- und Regionalforschung (ISR) der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) tätig.

Unter anderem verfasste er die österreichischen Beiträge für Alpenzustandsbericht „Demographischer Wandel in den Alpen“.

Verhandlung statt Unterhaltung

Überlegungen zur Bedeutung von Kultur im Rahmen der Regionalentwicklung in Berggebieten

Jens BADURA

berg_kulturbüro in Ramsau und Zürcher Hochschule der Künste

Schaut man sich die Wortherkunft des Begriffs „Kultur“ an, dann erstaunt zumindest auf den ersten Blick, dass das lateinische „cultura“, von dem unsere Rede von „Kultur“ herkommt, ursprünglich die agricultura meint – also die Landwirtschaft. Das damit verbundene Verb „colere“ bezeichnet das Urbarmachen und die Pflege des Ackers – ein recht bodenständiger Bedeutungszusammenhang also, der u.a. in der Rede von „Kulturlandschaft“ heute noch nachklingt. Wortgeschichtlich ging dann die Bedeutung vom Ackerbau über zur allgemeinen „Veredelung oder Verfeinerung der gesamten Geistes- und Leibeskräfte“ (so Johann Christoph Adelung im späten 18. Jahrhundert) – und dieser Kulturbegriff liegt dann auch dem zugrunde, was wir heute meist mit der Rede von „Kultur“ verbinden: Theater, Oper und Konzert, Museen oder Bibliotheken, Literatur und ggf. auch Kino – vielleicht noch Wortzusammensetzungen wie Ess- oder Trinkkultur und im weiteren Sinne dann auch manches, was als „Populärkultur“ bezeichnet wird.

Häufig wird allerdings heute „Kultur“ als etwas gleichsam „Konsumierbares“ verstanden und in Form eines entsprechenden „Kulturangebots“ gefasst. Da gibt es dann den „Kulturveranstaltungs-kalender“, in dem sich ein Spektrum an Bildungs- und Unterhaltungsoptionen findet. Städte legen etwa großen Wert darauf, ein in diesem Sinne möglichst vielfältiges Kulturangebot zu haben. Sie versuchen sich z.B. über spektakuläre Konzerthaus- oder Museumsbauten zu profilieren. Oder sie werben damit, dass für den anspruchsvollen Leistungsträger und den ausgabenfreudigen Kulturtouristen ein besonderer Kulturanreiz bzw. ein „kultureller Mehrwert“ besteht. Ziel ist, dass entweder potente Steuerzahler oder aber vielversprechende Erzeuger von „Umwegrentabilität“ in die Stadt kommen – gerade der Kulturtourist muss ja neben dem Museums- oder Konzertbesuch auch übernachten, essen und sich vielleicht auch noch hochpreisig-kultiviert ausstatten.

Die Tendenz, das Verständnis von Kultur mit dieser „Angebotskultur“ kurzzuschließen und entsprechend engzuführen ist allerdings sehr problematisch. Was hier nämlich auf dem Spiel steht ist nicht weniger als der Bereich des tätigen Menschseins, der, ganz wie der Wortursprung cultura es bezeichnet, einen gedeihlichen Boden für dieses Menschseins bereiten soll – und dazu braucht es neben auf Attraktivitäts-

steigerung hin orientierten „Kulturangeboten“ vor allem auch eine gelebte Kulturpraxis, im Rahmen derer gemeinsam dasjenige verhandelt, was ein gutes Leben ausmacht – für jeden einzelnen und für alle.

Kultur im weiten, philosophischen Sinne verstanden ist der Gegenbegriff zu Natur: das Ensemble des vom Menschen Gemachten und mithin auch dasjenige, für das er verantwortlich ist. Dass diese Verantwortung stets eine Herausforderung ist und der Reflexion bedarf liegt auf der Hand – sei es die Gestaltung des Miteinanders der Menschen oder den Umgang mit Natur betreffend. Gerade weil der Mensch ein „Kulturwesen“ ist muss er die Bestellung eines gedeihlichen Bodens für ein bekömmliches und zukunftsfähiges Miteinander zur Sache aller machen. Und das fordert sehr viel mehr als besagte Angebotskultur bieten kann.

Sicherlich sind auch die Künste, Museen oder Bibliotheken wichtige Elemente dieser Auseinandersetzung und Reflexion von dem, was die Gegenwart ausmacht, historisch prägt und auf das Morgen hin treibt. Doch mindestens genauso wichtig ist die aktive und selbstbestimmte Auseinandersetzung mit der lokalen Identität und ihren Traditionen und Werthaltungen, die gemeinsame Arbeit an dem, was der schwierige Begriff „Heimat“ je konkret meint oder, anders gesagt, die kultivierte Verhandlung der Frage „Wie wollen wir sein?“ durch jene, die sie betrifft – also prinzipiell alle.

Das ist gerade auch mit Blick auf die Idee einer nachhaltigen Entwicklung in dörflichen Zusammenhängen in von Abwanderung geprägten Berggebieten zentral – denn hier steht ja schließlich stets die Frage am Anfang, was konkret aus welchem Grund für wen dauerhaft erhalten oder entwickelt werden soll. Eben erwähnte „kultivierte Verhandlung“ meint in diesem Zusammenhang die Schaffung einer möglichen-offenen Sphäre der Auseinandersetzung, des Experiments und der Kreation von Sichtweisen, Werthaltungen und Ausdrucksformen. Gemeindegänge, Vereinsheime, Gasthäuser oder der Marktplatz können in diesem Sinne Kulturräume sein oder werden – und genauso können existierende lokale Museen oder Bibliotheken zu Orten eines entsprechenden Diskurses werden und nicht auf die Funktion als Ausstellungsräume oder Bildungsstätten im traditionellen Sinne beschränkt bleiben. Leerstände können zu partizipativen Ideenwerkstätten umgewandelt

werden, in denen eine Kultur der Partizipation und der Aneignung von Verantwortung für die Gestaltung des gemeinsamen Lebensraums stattfindet – oder sie können zu neuen Heimatorten für jene „new highlander“ werden, die mit kreativen Ideen und Projekten in das gemeindliche Leben ausstrahlen und neue Impulse bewirken.

Der Trend, Kultur eher als Instrument für die Erhöhung der Standortattraktivität zu nutzen statt wie eben skizziert als vielgestaltiges Medium der Verhandlung von Fragen des guten Lebens der Gemeinschaft ist gerade auch im Alpenraum zu beobachten. Allorts entstehen neue Kulturfestivals und -events, Museen, Kunstaktionen usw., deren Nutzen aber oft vor allem in der Steigerung von Übernachtungszahlen gesehen wird und die in der Sache wenig Bezug zu dem geografischen und sozialen Raum haben, in dem sie stattfinden. Die Berge und deren Natur und Kulturlandschaft sind dann willkommene Kulisse und Abwechslung für jene Kulturkonsumenten, die einmal den urbanen Atmosphärenzusammenhang verlassen wollen. Und: eine Folge dieses Trends ist, dass das Thema „Kultur und alpine Regionalentwicklung“ im allgemeinen Bewusstsein schnell darauf reduziert wird, vor allem als (in) direkter tourismuswirtschaftlicher Standortfaktor eingesetzt zu werden. Und damit wird letztlich der oben skizzierte Horizont dessen, wofür „Kultur“ steht und stehen kann, verstellt.

Die Alpenkonvention hat sich der Förderung einer nachhaltigen Entwicklung im Alpenraum verschrieben. Dabei ist die Rolle von Kultur als Medium der Verhandlung von Identität, Bedürfnishorizonte und Zukunftsperspektiven durchaus auf der Agenda. Zudem werden in der „Deklaration Bevölkerung und Kultur“ einige zentrale Leitmotive formuliert, die wie höherstufige Referenzwerte für dasjenige verstanden werden können, was in den einzelnen Umsetzungsprotokollen dann binnenthematisch und maßnahmenorientiert formuliert wird. Die Deklaration nennt dabei insbesondere folgende Themenfelder, für die das Regelwerk der Alpenkonvention Sorge tragen und mit Blick auf ein gutes Leben in den Alpen befördernd wirken soll: Gemeinschaftsbewusstsein und Kooperation, Kulturelle Vielfalt, Lebensraum, Lebensqualität und Chancengleichheit, Wirtschaftsraum sowie die Rolle der Städte und der ländlichen Räume.

Für die Bergsteigerdörfer als Prototypen einer „gelebten“ Alpenkonvention können diese Themenfelder eine Art Kompass der Aufmerksamkeit auf die Gestaltung des eigenen Gemeinwesens sein, adressieren sie doch die wesentlichen Faktoren eines Nachhaltigkeitsverständnisses, das die Rolle der Kultur als bewusster, gemeinschaftlicher Pflege des „Bodens“, auf dem man zusammenlebt und künftig leben will, angemessen gewichtet. Insofern wäre es wünschenswert, diese Deklaration stärker als bisher auch in die Kriterien für Bergsteigerdörfer einzubeziehen bzw. die Entwicklung des Bergsteigerdorf-Konzepts an dieser Deklaration auszurichten. Denn nur, wenn es bei der Idee der Bergsteigerdörfer um mehr geht als um ein Gütesiegel für umweltfreundlichen bzw. wie es heute werbewirksam heißt „sanften“ Bergtourismus und wenn das Leitmotiv die selbstbestimmte nachhaltige Gemeindeentwicklung für die ansässige Bevölkerung ist, kann der deklarierte Anspruch des Bergsteigerdorf-Konzepts mit Blick auf die prototypische Realisierung der Alpenkonvention, mit Recht erhoben werden.

Das hieße dann aber auch, dass die besondere „Kultur“ der Bergsteigerdörfer immer auch dadurch ausgezeichnet sein müsste, dass hier der Frage „wie wollen wir sein“ als gemeinsamer Frage dezidiert und mit offenem Denkhorizont Raum gegeben wird – und Kulturaktivitäten nicht nur im Sinne der „Angebotskultur“, sondern wesentlich auch als engagierte Sorge um die gemeinsame Zukunft verstanden werden.



Jens Badura (Jg. 1972) ist habilitierter Kulturphilosoph, Kulturmanager und Geschäftsführer des berg_kulturbüros im Bergsteigerdorf Ramsau/Bgd. (www.kulturbuero.org). Zudem leitet er das creativealps_lab an der Zürcher Hochschule der Künste und lehrt dort Ästhetik und Kulturtheorie.

Die Zukunft der Alpen

Eine junge Perspektive

Julia THÜRINGER
CIPRA- International, Jugendbeirat

Einleitung

Neben Klimawandel, Massentourismus und Biodiversitätsverlust, stellt der demografische Wandel den Alpenraum vor wesentliche Herausforderungen. Ein Aspekt, der die Bevölkerungsentwicklung entscheidend beeinflusst, ist die Jugendabwanderung aus dem ländlichen Raum. Daher werden im ersten Teil dieses Beitrages Wanderungsmotive junger Erwachsener und mögliche Lösungsansätze für periphere Regionen vorgestellt. Weiters wird die Frage was junge Menschen konkret brauchen, um in den Alpen bleiben zu können, behandelt. Im zweiten Teil wird unsere Vision der Alpen in 30 Jahren vorgestellt sowie zwei Ansätze näher erläutert, welche diesen Zukunftstraum Wirklichkeit werden lassen könnten.



Abb. 1: Abwärtsspirale einer Region (Umgebungsgedanken.momocat.de).

Motive der Jugendabwanderung und daraus resultierende Handlungsoptionen am Beispiel der östlichen Obersteiermark

Zunächst stellt sich die Frage, warum das Wanderungsverhalten von jungen Erwachsenen wesentlich für die Zukunft einer Region ist. Ein Argument ist, dass mit den jungen Menschen auch zukünftige Eltern, deren Kinder als auch FacharbeiterInnen der Region verloren gehen. Die Folgen sind Überalterung, Fachkräftengpass, Leerstände und Infrastrukturausdünnung. Diese Entwicklungen können langfristig die Attraktivität der Region negativ beeinflussen und treiben die Abwärts-spirale immer weiter voran. Eine vom demographischen Wandel besonders beeinflusste Region ist die östliche Obersteiermark (Bezirke Bruck-Mürzzuschlag und Leoben), die sich bereits seit den 70ern mit einem kontinuierlichen Bevölkerungsrückgang konfrontiert sieht (Dax et al. 2016). Ursache ist zum einen eine negative Geburtenbilanz aufgrund einer Abnahme von gebärfähigen Frauen. So wird bis zum Jahr 2050 mit einem doppelt so hohen Rückgang der weiblichen, im Vergleich zur männlichen Bevölkerung gerechnet (Amt der Steiermärkischen Landesregierung 2016a). Hinzu kommt eine ebenso negative Wanderungsbilanz, wobei gerade die Gruppe der 20- bis 34-Jährigen eine hohe Abwanderungstendenz aufweist und 47% der Abgewanderten ausmacht. Als Folge wird in den nächsten 35 Jahren die Anzahl an Personen im erwerbsfähigen Alter vermutlich auf ein Fünftel sinken (Maier et al. 2014).

Ziel des ersten Teils dieses Beitrages ist es zu klären, warum eine Region mit einer geringen Arbeitslosigkeit, hohem Bruttomedianeinkommen und dem Sitz von Topunternehmen wie der Voest Alpine oder VA Stahl Donawitz, trotzdem mit einem „brain drain“ kämpft und was die Region unternimmt um diesem entgegenzuwirken. Denn wie bereits angedeutet, ist die östliche Obersteiermark keineswegs eine Region mit schlechter wirtschaftlicher Performance oder geringer Lebensqualität. Der Erzberg gilt als Ausgangspunkt für die Etablierung der Schwerindustrie und die industriell-gewerbliche Positionierung der Region (Verhounig und Steinegger 2013). Dadurch weist der Produktionssektor im steirischen Vergleich überdurchschnittlich hohe Beschäftigungszahlen auf und ist Grund für das höchste Bruttomedianeinkommen bei Männern in der Steiermark. Zugleich spielt der Tertiärsektor, in dem großteils Frauen teilzeitbeschäftigt sind, eine untergeordnete Rolle und wird niedriger

entlohnt (WIBIS Steiermark 2016). Hinsichtlich der Infrastruktur zeigt sich, dass der flächendeckende Ausbau an Kinderbetreuungsstätten es Frauen in der gesamten Region ermöglicht, in Teilzeit zu arbeiten (Heller et al. s.a.). Zudem zeichnet sich die Region durch ein breites Spektrum an Volks-, Haupt- und berufsbildenden höheren Schulen mit wirtschaftlichen, sozialen und technischen Schwerpunkten aus und ist Standort der Montanuniversität Leoben sowie Fachhochschule Joanneum Kapfenberg (Verhounig und Steinegger 2013). Die Verkehrsanbindungen nach Graz und Wien sowie zwischen den regionalen Zentren sind gut, wohingegen die Seitentäler durch das öffentliche Verkehrsnetz nur sehr schlecht erschlossen sind (Amt der Steiermärkischen Landesregierung 2011).

Was sind die Motive für die starke Jugendabwanderung aus dem ländlichen Raum?

Um Motive des Wanderungsverhaltens junger Erwachsener besser verstehen zu können, wurden Lehrlinge, Schülerinnen und Schüler, Studierende und Weggezogene der Region von Maier et al. (2014) und Dietersdorfer et al. (2014) befragt. Als Hauptmotive wurden das Fehlen passender Arbeits- und Ausbildungsplätze genannt. Da das Jobangebot von der jeweiligen Bildung und Qualifikation abhängt, ist es wahrscheinlich, dass junge Leute in Wirtschaftszentren oder Tourismusgebiete ziehen, die entsprechende Jobs bieten (Maier et al. 2014). In der östlichen Obersteiermark spielen hinsichtlich der Jugendabwanderung mehrere Faktoren zusammen. Zum einen gibt es zwar eine Vielzahl verschiedener Schultypen, jedoch ist das Studienangebot an Montanuniversität und FH Joanneum stark technikorientiert. Besonders gefragte Studiengänge in Rechtswissenschaften, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften oder Pädagogik werden nicht angeboten. Folglich sind MaturantInnen gezwungen, in Universitätsstädte wie Graz oder Wien zu ziehen um dort ein Studium im nicht-technischen Bereich zu absolvieren. Zudem argumentieren Thissen et al. (2010), dass die besseren Jobchancen für Höhergebildete in urbanen Räumen liegen und jene, die keine höhere Ausbildung in Anspruch nehmen, eher in ihrem Heimatort verbleiben.

Dementsprechend stellen für SchülerInnen und StudentInnen die begrenzten beruflichen Möglichkeiten und die eingeschränkte Studienauswahl die stärksten Abwanderungsmotive dar. Gleichzeitig wirkt aber die technische Orientierung stark anziehend auf Lehrlinge. Diese würden ihre Heimatregion nur dann verlassen, wenn es für sie dort keine Jobs mehr gäbe (Maier et al. 2014). Weiters wurde bei einer Befragung von abgewanderten Frauen deutlich, dass mehr als drei Viertel der Nicht-Technikerinnen in der Region geblieben wären, wenn Sie einen Arbeitsplatz gefunden hätten. Außerdem könnte der im steirischen Vergleich unterdurchschnittlich schwache Tertiärsektor Ursache der höheren Frauenarbeitslosigkeit und des starken Rückgangs gebärfähiger Frauen in der Region sein (Dietersdorfer et al. 2014).

Zusammenfassend ist zu sagen, dass die östliche Obersteiermark von ihren BewohnerInnen als Industriestandort wahrgenommen wird, der nur technisch Interessierten berufliche Möglichkeiten bietet. Demnach suchen SchülerInnen mit wirtschaftlicher und sozialer Ausbildung oft erst gar nicht nach Arbeitsplätzen. Im Kontrast dazu steht jedoch die Tatsache, dass die Region über genügend Arbeitsplätze im nicht-technischen Sektor verfügt und sich Unternehmen mit einem Rekrutierungsproblem konfrontiert sehen (Maier et al. 2014).

Was kann die Region tun?

Für die östliche Obersteiermark zeigt sich, dass Handlungsfelder auf berufliche Möglichkeiten, Attraktivitätssteigerung der Region, Etablierung neuer Branchen und Stärkung der Heimatverbundenheit abzielen sollten und an die Bedürfnisse junger Menschen angepasst werden müssen. Die angeführten Verbesserungsvorschläge sind einerseits Ergebnis einer Befragung von Jugendlichen der Region (Maier et al. 2014) und andererseits Teil der Entwicklungsstrategie Steirische Eisenstraße (LAG Steirische Eisenstraße 2014). und andererseits Teil der Entwicklungsstrategie Steirische Eisenstraße.



Abb. 2: Strukturdaten der östlichen Obersteiermark

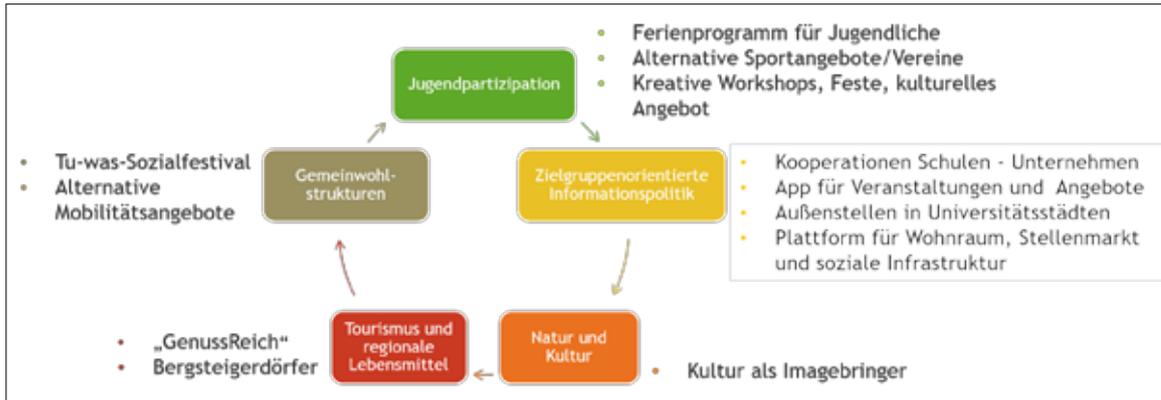


Abb. 3: Ausgewählte Handlungsempfehlungen

Handlungsfeld 1: Jugendpartizipation zur Förderung von Verbundenheit

Die Verbundenheit mit der Region übt entscheidenden Einfluss auf das Wanderungsverhalten. Daher gilt es neben bestehenden Vereinsstrukturen, auch neue Formate zu schaffen, die vor allem jene ansprechen, die keine klassischen Vereinstätigkeiten (Feuerwehr, Fußball etc.) ausüben und aufgrund niedrigerem Zugehörigkeitsgefühl eine erhöhte Abwanderungswahrscheinlichkeit aufweisen (Lampl 2016). Bei der Entwicklung von bedarfsorientierten Angeboten, stellt vor allem die Jugendpartizipation ein wichtiges Instrument dar, da Jugendliche am besten wissen welche Angebote die Attraktivität der Region für Gleichaltrige steigern könnten. Durch die Beteiligung wird die Heimatverbundenheit gestärkt und die Rückkehrwahrscheinlichkeit (z.B. nach Wegzug aufgrund eines Studiums) erhöht. Folgende Ideen wurden eingebracht (Maier et al. 2014):

- Ferienprogramm auch für Jugendliche, nicht nur für Kinder
- Alternative Sportangebote und Vereine
- Kreative Workshops, mehr Feste und Galerien -> kurz mehr Leben

Handlungsfeld 2: Zielgruppenorientierte Informationspolitik

Die Jugendlichen kritisieren, dass die Bekanntmachung von Programmen, Vereinen oder Veranstaltungen in der Region unübersichtlich ist. Außerdem wünschen sie sich eine transparente Darlegung von Arbeitsstellen, Praktikumsplätzen und Freizeitangeboten in der Region (Maier et al. 2014). Vorgeschlagen wurden:

- Kooperationen zwischen Schulen, Hochschulen und örtlichen Unternehmen (Praktikumsbörsen, Hochschul- und Wirtschaftstage an Schulen)
- Eine App, die über Veranstaltungen, Angebote und Jobmöglichkeiten in der Region informiert
- Benutzergerechte Gemeindehomepage (auch in Mobilversion abrufbar)

Zudem kann über Plattformen der Kontakt zu Weggezogenen aufrecht erhalten und zu Zuzugswilligen hergestellt werden. „Wohnen im Waldviertel“ ist zum Beispiel ein Webportal, über welches Wohnraum, Infrastruktur wie Kinderbetreuung und Gesundheitsversorgung, Arbeitsmarkt sowie Freizeitangebote online abgefragt werden können (Wohnen im Waldviertel 2017). Somit wird der Rückzug vor allem in der

Familiengründungsphase erleichtert, denn gerade Familien gelten als wichtigste Gruppe um eine Region zu beleben und einer Überalterung entgegenzuwirken (Lampl 2016). Zusätzlich stellte Meyer (2011) ein verstärktes Rückkehrinteresse bei 30- bis 40-Jährigen fest.

Handlungsfeld 3: Tourismus und regionale Lebensmittel fördern

Durch den Ausbau des Fremdenverkehrs, der bislang eine untergeordnete Rolle spielte, können neue Arbeitsplätze außerhalb des technischen Bereichs geschaffen und die Attraktivität der Region gesteigert werden. Zusätzlich kann sich die östliche Obersteiermark durch die Etablierung der kulinarischen Region „GenussReich“ neu positionieren und die Wertschöpfung in der landwirtschaftlichen Produktion erhöhen (LAG Steirische Eisenstraße 2014).

Handlungsfeld 4: Gemeinwohlstrukturen erhalten

Die Erhaltung der Infrastruktur stellt die schrumpfenden Gemeinden, aufgrund sinkender Einnahmen, vor immer größere Herausforderungen. Hierbei ist der öffentliche Verkehr zwar nur ein Aspekt der sozialen Infrastruktur, jedoch ist die öffentliche Anbindung gerade für junge Menschen, außerhalb der regionalen Zentren der Region, von großer Bedeutung. Darum sollten periphere Gemeinden alternative und flexiblere Angebote, wie Rufbusse, Fahrgemeinschafts-/Sammeltaxisysteme oder eine Mitfahr-App fördern (LAG Steirische Eisenstraße 2014).

Was brauche ich, um am Land wohnen zu wollen/können?

Als naturverbundener Mensch möchte ich Wien nach dem Studium verlassen und wieder aufs Land zurückziehen. Dazu benötige ich aber zunächst einen Job, der meinen Qualifikationen entspricht und nicht zu weit vom Wohnort entfernt liegt. Denn müsste ich wählen, würde ich mich gegen das Landleben und für den Arbeitsplatz entscheiden. Ungeachtet dessen wünsche ich mir einen belebten Ort, in dem es einen kleinen Laden für tägliche Lebensmittel, ein Café oder ein Gasthaus gibt. Denn hier können Kontakte geknüpft und somit ein Gefühl der Zugehörigkeit entwickelt werden. Außerdem sollten Freizeitaktivitäten angeboten werden, die auch Frauen und junge Mädchen ansprechen. Schlussendlich wäre eine gute öffentliche Anbindung wünschenswert, um nicht gänzlich von einem Auto abhängig zu sein.

Quellen

- Amt der Steiermärkischen Landesregierung, 2011. *Raumplanung Steiermark: Regionsprofil Obersteiermark Ost*. Wien: Amt der Steiermärkischen Landesregierung, Abteilung 16 – Landes- und Gemeindeentwicklung. Verfügbar in: http://www.raumplanung.steiermark.at/cms/dokumente/11142226_28444368/225619bc/Obersteiermark_Ost_2011.pdf [Abfrage am 26. November 2016].
- Amt der Steiermärkischen Landesregierung, 2016a. *Regionale Bevölkerungsprognose Steiermark 2015/16: Bundesland, Bezirke und Gemeinden*. Steirische Statistiken, Heft 5. Graz: Amt der Steiermärkischen Landesregierung, Abteilung 17 Landes- und Regionalentwicklung. Verfügbar in: http://www.statistik.steiermark.at/cms/dokumente/10003178_109801486/063e7f25/Publikation%205-2016-Internet.pdf [Abfrage am 26. November 2016].
- Dax, T., Fidschuster, L., Fischer, M., Helmut, H., Oedl-Wieser, T., Pfefferkorn, W., 2016. *Regionen mit Bevölkerungsrückgang: Experten-Impulspapier zu regional- und raumordnungspolitischen Entwicklungs- und Anpassungsstrategien, Analyse und strategische Orientierungen*, Endbericht. Wien: Bundeskanzleramt Österreich, Abteilung IV/4 Koordination – Raumordnung und Regionalpolitik. Verfügbar in: <http://www.bergge-biete.at/cm3/de/download/viewdownload/13/551.html> [Abfrage am 26. November 2016].
- Dietersdorfer, L., Lampl, A., Rosegger, R., Tiffner, G., 2014. *Weggezogen: Ergebnisse einer empirischen Studie über Abwanderung aus der Region Steirische Eisenstraße*. Eisenerz: Verein Steirische Eisenstraße. Verfügbar in: http://www.steirische-eisenstrasse.at/wp-content/uploads/2016/02/Studie_Abwanderung_Eisenstrasse_Nov2014.pdf [Abfrage am 26. November 2016].
- Heller, C., Karner, A., Sekardl, D., Ulrich, H., s.a. *Analyse Bericht: Räumliche Entwicklungsplanung Zentralraum Obersteiermark Ost „Der steirische Hammer“*. Wien: Technische Universität Wien. Verfügbar in: http://p2.ie-mar.tuwien.ac.at/p2_14_obersteiermark/userfiles/downloads/gruppe06_analysemappe_14mb.pdf [Abfrage am 26. November 2016].
- LAG Steirische Eisenstraße, 2014. *Lokale Entwicklungsstrategie 2014-2020 der LAG Steirische Eisenstraße*. Eisenerz: LAG Steirische Eisenstraße. Verfügbar in: <http://www.steirische-eisenstrasse.at/wp-content/uploads/2015/10/LOKALE-ENTWICKLUNGSSTRATEGIE-LAG-STEIRISCHE-EISENSTRASSE-2014-2020.pdf> [Abfrage am 26. November 2016].
- Lampl, A., 2016. *Junge FacharbeiterInnen in der Region Steirische Eisenstraße – Potentiale zur Stärkung einer von Abwanderung geprägten Region*. Masterarbeit. Institut für Geographie und Raumforschung, Karl-Franzens-Universität Graz.
- Maier, N., Hart P., Ikrath, P., 2014. *Berichtsband Jugendabwanderung im ländlichen Raum: Ein Einblick in die Wandlungsmotive von Jugendlichen aus Leoben und Bruck-Mürzzuschlag*. Graz: beteiligung.st, Fachstelle für Kinder-, Jugend- und BürgerInnenbeteiligung. Verfügbar in: http://www.obersteiermark.at/fileadmin/user_upload/Downloads/141117_Berichtsband_Jugendabwanderung_Druckversion.pdf [Abfrage am 26. November 2016].
- Meyer, J., 2011. *Die Attraktivität der Heimatregion als Wohnstandort für Studierende nach ihrem Studienabschluss: Am Beispiel von Studierenden der Karl-Franzens-Universität Graz und der Lernenden Region Zirbenland*. Masterarbeit. Institut für Geographie und Raumforschung, Karl-Franzens-Universität Graz.
- Thissen, F., Droogleever-Fortuijn, J., Strijker, D., Haartsen, T., 2010. *Migration Intentions of Rural Youth in Westhoek, Flanders, Belgium and the Veenkoloniën, The Netherlands*. *Journal of Rural Studies*, 26 (4), 428-436.
- Verhounig, E., Steinegger, R., 2013. *Standortstudie Obersteiermark Ost 2013+: Entwicklungsfelder unter dem Aspekt von Stadtfusionen*. (Nr. 03/2013). Graz: Institut für Wirtschafts- und Standortentwicklung der Wirtschaftskammer Steiermark. Verfügbar in: http://www3.wkstmk.at/iws/Studien/STUDIE%2003_2013-WEB.pdf [Abfrage am 26. November 2016].
- WIBIS Steiermark, 2016. *NUTS3 – Profil: Östliche Obersteiermark AT223*. Verfügbar in: http://www.wibis-steiermark.at/profile_2015_1/AT223_anhang_1471864213.pdf [Abfrage am 26. November 2016].
- Wohnen im Waldviertel, 2017. *Internetseite der Plattform*. Verfügbar in: <http://www.wohnen-im-waldviertel.at/le-ben.html> [Abfrage am 5. Jänner 2017].



Julia Thüringer ist Master für Bodenwissenschaften und Bachelor in Umwelt- und Bioressourcenmanagement an der Universität für Bodenkultur in Wien. Sie ist Vorsitzende für CIPRA Österreich im CIPRA Jugendbeirat. In ihrer Bachelorarbeit analysierte sie das Wanderungsverhalten junger Erwachsener im ländlichen Raum, am Beispiel der östlichen Obersteiermark.

Eine Alpen-Utopie

Luisa DEUBZER
CIPRA- International, Jugendbeirat



Abb. 1: Elemente des guten Lebens in den Alpen. Entwurf und Zeichnung: L. Deubzer und J. Thüringer.

Ein gutes Leben in den Alpen

Nachdem Sie im Vortrag von Julia Thüringer gehört haben, was es konkret braucht, damit junge Leute wieder in die Alpen zurückkommen, möchte ich hier ein Bild von den Alpen zeichnen, in denen wir uns wünschen in 30 Jahren zu leben. Es ist sehr facettenreich:

Damit diese Vision Realität werden kann, müssen wir einige unserer heutigen Praktiken und Gewohnheiten gegen neue eintauschen. Es gibt verschiedenste Wege, die uns an dieses Ziel bringen können. Ich möchte heute mit Ihnen über zwei Elemente diskutieren, die unsere Arbeitswelt revolutionieren könnten und von denen ich glaube, dass sie auf dem Weg in eine nachhaltige Zukunft der Alpen entscheidend sein könnten. Ich spreche von der Einführung eines universellen bedingungslosen Grundeinkommens und von einer Verkürzung der Arbeitswoche.

Im Grunde ist die Idee einfach: Jeder und Jede bekommt vom Staat einen gewissen Grundbetrag an Geld „geschenkt“. Mit diesem Grundeinkommen sollen die individuellen Grundbedürfnisse abgedeckt werden können, Wohnen, Essen, Gesundheit und Bildung. Alle bekommen es ungeachtet des Geschlechts, der Herkunft, Religion,

des Einkommens oder sonstiger Kriterien. Im Gegensatz zu unserem momentanen Sozialleistungssystem ist dieses Geld nicht an Auflagen geknüpft. Was man darüber hinaus noch verdient und wofür man es ausgibt, ist einem selbst überlassen.

Was könnte dies für die Alpen bedeuten?

Ich glaube, dass ein Grundeinkommen die Probleme, von denen wir bereits gehört haben, auf verschiedene Weise lösen, zumindest abdämpfen könnte: Zum einen bietet es eine finanzielle Sicherheit. Dies erlaubt den Einzelnen Alternativen dazu, wie sie momentan Geld verdienen, auszuprobieren. Zum Beispiel könnte ich mir vorstellen, dass es Bäuerinnen und Bauern erlaubt, vermehrt mit alternativen, umweltverträglichen Formen der Landwirtschaft zu experimentieren. Dadurch, dass das Grundeinkommen eine finanzielle Absicherung darstellt, könnte es den Druck nehmen, immer mehr produzieren und immer weiter expandieren zu müssen, um überleben zu können bzw. wettbewerbsfähig zu bleiben. Auf diese Weise könnten gerade kleine Betriebe gestärkt werden.

Außerdem könnte es ein Weg für bestimmte Gemeinden sein, aus der „Tourismusfalle“ herauszukommen. Das Grundeinkommen könnte helfen, das unmittelbare Abhängigkeitsverhältnis vom Tourismus, in dem viele Regionen leben, zu unterbrechen und ihnen die Chance bieten, alte Geschäftsmodelle neu zu denken. Ich denke da zum Beispiel an Skidestinationen, die jetzt schon nicht mehr genug Schnee haben, um vom klassischen Wintertourismus leben zu können.

Auch Regionen, deren Einnahmen überwiegend saisonal sind, könnte ein Grundeinkommen helfen, da es mehr Stabilität bringt.

Ein anderer interessanter Gedanke könnte übrigens eine Art „Regio-Geld-Grundeinkommen“ sein, wovon die lokale Wirtschaft wahrscheinlich zusätzlich profitieren würde.

Was die Idee eines Grundeinkommens für mich so attraktiv macht, ist folgende Überlegung: Stellen Sie sich vor, die Einführung eines Grundeinkommens würde dazu führen, dass die Menschen weniger arbeiten müssten. Auch wenn dies auf den ersten Blick absurd scheinen mag, so wäre eine kürzere Arbeitswoche vermutlich einer der wichtigsten Schritte zu einer nachhaltigen Gesellschaft und hätte auch in den Alpen das Potenzial einige der Probleme, von denen wir bereits gehört haben, zu lösen.

Eine kürzere Arbeitswoche

Zu wenig Zeit zu haben, ist auf individueller Ebene wohl eine der zentralen Ursachen für die meisten heutigen Umweltzerstörungen. Denken Sie zum Beispiel an „Convenience Produkte“: Produkte, derer wir uns bedienen, weil wir ständig „zu wenig Zeit“ haben: Coffee To Go, abgepackte Sandwiches oder Salate, Wegwerf-Geschirr, die Liste ließe sich beliebig verlängern. Die Folgen dieser „stressbedingten“ Bequemlichkeit sehen wir dann unter anderem in unseren Weltmeeren herumschwimmen. Ein anderes Beispiel wäre ein Pulli, dessen Reißverschluss kaputtgegangen ist. Weil fast niemand die wenige Freizeit auch noch damit verbringen möchte kaputte Dinge zu reparieren, müssen ständig neue Güter produziert und damit mehr Ressourcen und Energie verbraucht werden. Und es gibt zahlreiche weitere Gründe, die dafür sprechen, die Arbeitszeit zu reduzieren:

Wie wir im Moment arbeiten, ist sehr ineffizient. Studien belegen, dass weniger Arbeitszeit nicht auch zwangsläufig weniger geschaffte Arbeit bedeutet. Keiner kann sich 8 Stunden am Tag optimal konzentrieren, geschweige denn kreativ sein. Schon Henry Ford erkannte 1926, dass seine Fließband-Arbeiter produktiver waren, wenn sie mehr Freizeit hatten. Dieses Argument betrifft also nicht nur „Bürojobs“ (vgl. Abbildung 2). Außerdem könnten kürzere Arbeitswochen eine Antwort auf das vorher bereits geschilderte Problem darstellen: Ein Mangel an (qualifizierten) Arbeitsplätzen, der es jungen Leuten schwierig macht, in die Alpen zurückzukommen. Wenn man sich stattdessen Stellen teilen würde, würde dies zu einer ausgeglicheneren Arbeitsverteilung führen. Natürlich kann nicht jeder Job einfach in der Mitte geteilt werden. Doch kreative Lösungen zu finden, um diese „neue Arbeitsteilung“ umzusetzen, würde sich auszahlen.

Eines der für mich entscheidenden Argumente einer reduzierten Arbeitszeit ist, was die Menschen alles mit dieser neu gewonnenen Freizeit anfangen könnten: So könnte eine kürzere Arbeitswoche zu vermehrtem sozialen Engagement führen. Man kann beobachten, dass

Länder mit kürzeren Arbeitswochen (einige skandinavische Länder) auch gleichzeitig die meisten ehrenamtlichen Helfer haben.

Zudem bedeutet weniger Arbeitszeit auch mehr Zeit, um sich der Familie, Freunden und Nachbarn zu widmen. Durch diese Zuwendung und Achtsamkeit kann eine starke Gemeinschaft entstehen und ein Gefühl der Zugehörigkeit. Wie wichtig Gemeinschaft ist, wenn es um die Wahl des Wohnortes geht, haben wir bereits gehört und gerade junge Leute sehnen sich, nachdem sie zum Studium in größeren Städten waren, oftmals nach kleineren Gemeinschaften und mehr Miteinander.

Des Weiteren könnte man mehr Zeit in die eigene Weiter- und Ausbildung investieren und persönliche Projekte und Ideen, die einem am Herzen liegen vorantreiben. Auf diese Weise ist genügend Freizeit auch ein wichtiger Treiber der viel beschworenen „sozialen Innovationen“.

Mehr Zeit heißt auch, dass man wieder mehr Dinge selber machen kann. Seien dies kleinere Reparaturen, „Upcycling“ von alten Gegenständen, Do-It-Yourself Projekte oder sich in Gemeinschaftsgärten und „solidarischer Landwirtschaft“ einzubringen; in diesen Fällen verwandeln wir uns vom Konsumenten zum „Prosumenten“. Ich erwarte, dass mit dem hierdurch erworbenen Wissen auch ein größeres Bewusstsein und Wertschätzung für die weiterhin konsumierten Güter und ihre Produktionsweisen einhergeht – was ebenfalls gut sein könnte für lokale und regionale Produzenten.

Auch der Demokratie in den Alpen würde es guttun, wenn die Alpenbewohner mehr Zeit hätten. Von vielen höre ich immer wieder das Argument, sie hätten einfach keine Kapazitäten, um sich zusätzlich zu ihrem Alltag, auch noch politisch zu engagieren – oder auch nur zu informieren. Somit fällt es leicht zu sehen, wie mehr Zeit auch die Voraussetzung für neue demokratische Beteiligungsformen wäre.

Eng hieran anknüpfend, sehe ich es auch als Chance wieder Verantwortung für Lebens- und Konsumententscheidungen zu übernehmen und sich besser über die Konsequenzen des eigenen Handelns zu informieren. Je geschäftiger der Alltag ist, desto leichter ist es, die negativen Folgen des eigenen Tuns auszublenden.

Hindernisse und Einwände

Natürlich gibt es auch heute schon einige, die sich aufgrund dieser positiven Aspekte dafür entscheiden, Teilzeit zu arbeiten. Doch sind dies meistens „Gegen-den-Strom-Schwimmer“, die immer wieder auf Hindernisse stoßen. Zum Beispiel wird man mitunter als weniger ambitioniert angesehen, oft reicht das Teilzeitgehalt nicht zum Leben und staatliche Regelungen machen es für Arbeitgeber immer noch attraktiver „eine Person Vollzeit“ anstatt von zwei Teilzeitkräften anzustellen, da gewisse Kosten – wie Sozialversicherungen und Fortbildungen – Fixkosten pro Person darstellen.

Aus diesem Grund bedarf es struktureller Änderungen. Wenn wir als Gesellschaft eine kürzere Arbeitswoche wollen, dann muss dies ein politisches Ideal werden.

Es gibt eine Reihe von Einwänden gegen die Idee eines bedingungslosen Grundeinkommens und einer kürzeren Arbeitswoche, die man immer wieder hört. Der eine ist natürlich die Finanzierbarkeit. Nehmen wir an dieser Stelle an, dies wäre tatsächlich, wie einige renommierte Ökonomen behaupten, lösbar.

Wenden wir uns stattdessen einem anderen, ebenso häufig gehörten

Einwand zu: Wer würde überhaupt noch arbeiten, wenn man es nicht mehr „müsste“? Meiner Meinung nach eine ganze Menge von Leuten, und es gibt auch Studien, die dies bestätigen. Eine Reihe verblüffender Experimente, in denen man Leuten Geld geschenkt hat, zeigen, wie diese Menschen, teilweise zuvor sehr arm und kriminell, das Geld nehmen und sich damit eine bessere Zukunft erschaffen.

Alle vorhin von mir angeführten positiven Effekte wurden tatsächlich beobachtet. In Pilot-Studien führte das Grundeinkommen nicht dazu, dass die Leute plötzlich wesentlich weniger arbeiteten. Und jene, die weniger arbeiteten, verwendeten ihre Zeit stattdessen für andere sinnvolle Tätigkeiten, wie zum Beispiel, um Zeit mit ihren Kindern zu verbringen, sich um ihre Eltern zu kümmern oder sie engagierten sich auf andere Weise sozial. Ich glaube, dass Menschen arbeiten wollen. Denn sinnvolle und freigeählte Arbeit kann uns ein Gefühl von Sinn geben, welches für unser individuelles Glück zentral ist.

Mut zur Utopie!

Ich wünsche mir, dass Sie folgenden Punkt aus meinem Vortrag mitnehmen: Die momentane Machbarkeit alleine ist noch kein Argument gegen eine Idee. Denn wir brauchen Utopien, um weiterhin gesellschaftlichen Fortschritt zu erreichen: Utopien hinterfragen den Status quo, zeigen neue Wege auf und inspirieren uns zum Handeln. Wir Menschen brauchen Ziele und Horizonte, nach denen wir streben können. Der Wert von Utopien liegt also nicht darin, dass sie realistisch wären. Und um ehrlich zu sein, ist es vielleicht ohnehin nicht möglich, aus einer gegenwärtigen Perspektive zu beurteilen, was tatsächlich möglich ist und was nicht: Die größten Errungenschaften unserer heutigen Zivilisation, wurden anfangs für nicht realisierbar gehalten und stießen deshalb oft auf Spott. Egal ob wir uns die Abschaffung der Sklaverei, die Bewegungen für Bürger- und Frauenrechte oder sogar die Demokratie selbst ansehen.

Aus diesem Grund möchte ich Sie einladen: Lassen Sie uns noch heute beginnen, unsere gemeinsame Alpenutopie zu erschaffen. Indem wir untereinander und mit anderen darüber diskutieren, wie wir uns die Zukunft der Alpen wünschen, uns über Ideen und Alternativen austauschen und uns immer weiter informieren und weiterbilden, legen wir den Grundstein dafür, dass unser Traum Wirklichkeit wird.

Um also abschließend zur Eingangsfrage zurückzukommen: Was kann junge Leute wieder in die Alpen zurückbringen? Ich würde sagen: Genau so etwas. Wenn die Alpen Modellregionen für eine nachhaltige Zukunft werden und für solche „utopischen“ Ideen offen sind.

Vertiefende Literatur

Hauptliteratur:

BREGMAN, Rutger (2017): *Utopia for realists: How we can build the ideal world*. New York: Little, Brown and Company.

Weitere Quellen:

BLATTMAN, Christopher; NIEHAUS, Paul (2014): *Show Them the Money*. In: *Foreign Affairs*, May/June 2014. (Online verfügbar unter: <https://www.foreignaffairs.com/articles/show-them-money>).

BRUENIG, Matt (2013): *“How a Universal Basic Income Would Affect Poverty”*. In: *Demos*, October 3, 2013. (Online verfügbar unter: <http://www.demos.org/blog/10/3/13/how-universal-basic-income-would-affect-poverty>).

FORGET, E. L. (2011): *The Town with No Poverty: The Health Effects of a Canadian Guaranteed Annual Income Field Experiment*. In: *Canadian Public Policy*, vol. 37 no. 3, 2011, pp. 283-305.

HOUGH, Juliette; RICE, Becky (2010): *Providing Personalised Support to Rough Sleepers. An Evaluation of the City of London Pilot*. Joseph Rowntree Foundation. (online verfügbar unter: <http://www.jrf.org.uk/publications/support-rough-sleepers-london>).

KENNY, Charles (2013): *For Fighting Poverty, Cash Is Surprisingly Effective*. In: *Bloomberg Businessweek*, June 3, 2013. (Online verfügbar unter: <http://www.bloomberg.com/bw/articles/2013-06-03/for-fighting-poverty-cash-is-surprisingly-effective>).

MATTHEWS, Dylan (2014): *A guaranteed income for every American would eliminate poverty – and it wouldn't destroy the economy*. *Vox.com*, July 23, 2014. (Online verfügbar unter: <http://www.vox.com/2014/7/23/5925041/guaranteed-income-basic-poverty-gobry-labor-supply>).

PAECH, Niko (2016): *Befreiung vom Überfluss: Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie*. München: oekom Verlag.

PARIJS, Philippe van, VANDERBORGHT, Yannick (2017): *Basic income: A radical proposal for a free society and a sane economy*. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.

THE ECONOMIST (2010): *Cutting out the middle men*. (Online verfügbar unter: <http://www.economist.com/node/17420321>).

WELZER, Harald (2013): *Selbst denken: eine Anleitung zum Widerstand*. (5. Aufl.). Frankfurt am Main: Fischer.



Luisa Deubzer ist Bachelor in Philosophie und Politikwissenschaften, macht derzeit ihren Master in „Umwelt und natürliche Ressourcen“ an der ZHAW Wädenswil (Schweiz) und ist seit 2016 im Cipra Jugenbeirat tätig. Daneben versucht sie jede freie Minute in den Bergen zu verbringen.



Diskussionsforum Vormittag

Martin Ploderer, Bürgermeister Bergsteigerdorf Lunz am See:

Ich bin sehr beeindruckt von den Ausführungen der jungen Damen und freue mich, dass wir in unserer Runde – in der der Altersdurchschnitt nicht der niedrigste ist – diese Sichtweise dargebracht bekamen. Es hat mich sehr berührt, weil all die Themen, die ihr angeschnitten habt, mich ebenfalls betreffen. Ich stamme ebenfalls aus einem solchen Gebiet, d. h. meine engere Heimat war von Abwanderung bedroht – jetzt nicht mehr, weil niemand mehr dort ist. Es handelt sich um die Hochschwabregion im Salztal. In meinem Heimatort gibt es noch einen einzigen Hauptwohnsitz, das ist einer meiner Brüder, ansonsten sind alle weg.

Es ist eine wunderbare Gegend zum Wandern oder zum Jagen, aber leben kann man dort nicht mehr, dafür ist es jetzt zu spät. Es gibt Gegenden, wo alle Möglichkeiten der Rückführung und Wiederbelebung vorbei sind, aus verschiedenen Gründen, darauf möchte ich jetzt gar nicht eingehen.

Zum zweiten, auch ich bin Teilzeitarbeiter aus Altersgründen, ich gehe bald in Pension und habe jetzt einen Teilzeitjob in meinem Hauptberuf. Als Bürgermeister – und das können meine Kollegen sicher bestätigen – ist es ohnehin so ähnlich wie mit einem niedrigen Grundeinkommen und wir müssen sehr viel arbeiten. In den kleinen Gemeinden, könnte man auch sagen, ist das fast wie ein Schmerzensgeld.

Wir sind aber Gottseidank meistens die Herren unserer Zeit. Mit der Vision des bedingungslosen Grundeinkommens habe mich in letzter Zeit etwas auseinandergesetzt. Ich möchte auch gar nicht auf die ökonomischen Erfordernisse eingehen. Jedenfalls gibt es Modelle, die dies ermöglichen könnten, ich bin sehr optimistisch in diesem Zusammenhang und auch ich glaube, dass der überwiegende Teil der Leute bei einem Grundeinkommen arbeiten würde und wir uns viele Probleme in unserem Gesellschaftssystem durch diese Maßnahme ersparen würden. Visionen haben es an sich, dass der erste Blick auf sie sehr unwirklich erscheint. Wäre es nicht so, hätten wir keine Visionen. Ihr habt mit eurem positiven, optimistischen Vortrag einen großen Beitrag geleistet, sodass ich ganz zufrieden nach Hause fahren kann und weiß, dass es Leute euch gibt, auf die ich mich in der Zukunft verlassen kann.

Josef Loferer, Bürgermeister Bergsteigerdorf Schlehring und Landwirt:

Ich habe einen Doppeljob, ich mache sowohl mein Gemeindeamt, als auch eine Landwirtschaft, die ich mit meiner Familie betreibe. Es war hervorragend, wie ihr diese Zukunftsvisionen vorgebracht hat, beachtenswert auch deswegen, weil eure Jugend den Mut aufbringt, das anzusprechen, das wir uns – mein Vorredner hat es schon gesagt – aufgrund unserer Altersstruktur gar nicht mehr vorstellen können. Ich bin ein Verfechter, dass man ein Grundeinkommen einführen könnte, bin aber auch Realist. Seit ich denken kann, vermutlich seit meinem fünften Lebensjahr, arbeite ich in der Landwirtschaft und ein Grundeinkommen täte mich

schon dazu bringen, dass ich sagen würde: „Ich habe also ein Grundeinkommen, und mache nur mehr die Urproduktion in einem Ausmaß, das unbedingt erforderlich ist.“

Das habt ihr sehr gut gezeigt, dass es eine Gesellschaftsveränderung herbeiführen würde. Es würde nicht mehr mit Geldwerten gearbeitet werden, sondern nur mehr mit Urprodukten. Wenn man alles zu Ende denkt, dann wäre das wunderbar, aber man muss ein Tauschobjekt haben, also Arbeitskraft gegen Nahrungsmittel oder Arbeitskraft gegen andere Arbeitskraft.

Grundsätzlich finde ich den Ansatz gut, und auch was mein Vorredner gesagt hat ist richtig. Es geht um den Faktor Zeit, der kommt in unserer Gesellschaft zu kurz und sollte wieder nach vorne rücken. Klar geht es auch darum, Kinderkrippen zu bauen, obwohl ich es nicht richtig finde, wenn die Kinder dort quasi abgestellt werden und die Mütter gehen inzwischen Kaffee trinken. Für die Eltern sollte es ja eine schöne Aufgabe sein, die eigenen Kinder aufwachsen zu sehen.

Ihr Jungen müsst anfangen: nicht bloß sagen, ich habe meine Ausbildung und einen Beruf, den ich halt dann ausübe. Ihr müsst auch sagen: wir wollen unsere Kinder selber erziehen und diese Aufgabe nicht irgendeiner Kinderbetreuerin überlassen.

Ihr Jungen könnt die Gesellschaft verändern, wir sind ja schon das Auslaufmodell, in den nächsten zwanzig Jahren werden wir jenseits der Siebzig sein. Ihr habt meinen Respekt, dass ihr Euch vorne hinstellt und sagt, in welche Richtung ihr Euch hinbewegen wollt. Die Aufgaben werden aber sicher vielschichtiger werden.

Heribert Kulmesch, Bürgermeister Bergsteigerdorf Zell-Sele:

Gratulation an Julia und Luisa für diesen engagierten Vortrag, ihr habt sicherlich in vielen von uns eine Idee geweckt. Ich denke, wir spüren das, die Gesellschaft braucht Veränderung, wir sind in einem Paradigmenwechsel, der voranschreitet. Die alten Systeme funktionieren nicht mehr, die neuen funktionieren noch nicht, aber wir kommen dorthin. Das Mangeldenken der alten Strukturen – es ist zu wenig auf der Welt und jeder muss um seinen Anteil kämpfen – diese Dinge sind im Abklingen. Zeitliche Ressourcen, wenn man sie zur Verfügung stellt, können viel bewegen. Und ihr habt das genau auf den Punkt gebracht, als Jugendliche, jung und frisch, und ich fühle mich nicht zu alt, um mitzutun bei diesen Dingen. Wir können das gemeinsam schaffen. Die Initialzündung braucht es aber und ich glaube, ihr habt heute für uns Bergsteigerdörfer etwas bewirkt.

Ingo Ortner, ÖAV Obergailtal Lesachtal:

Ich schließe mich dem bereits Gesagten an. Ich persönlich würde bei einem Grundeinkommen arbeiten und ich glaube auch, dass mein Nachbar arbeiten wird. Wo ich mir nicht ganz sicher bin – und diese



Frage würde ich gern an euch stellen, da ihr euch mehr damit beschäftigt habt: „Würde mein Nachbar auch etwas für mich tun?“ Angenommen, er hat eine Qualifikation, die ich nicht habe, oder wie es der Bürgermeister vorhin gesagt hat, ein Landwirt macht nur mehr die Urproduktion, wie geht das zwischen den Personen? Und da würde sich für mich der Kreis schließen, wo wir jetzt aktiv sind, in diesem gemeinschaftlichen Denken. Also, ihr habt jetzt uns eine Utopie hingestellt, an die wir glauben dürfen. Was wir konkret tun sollten, ist das Gemeinschaftliche wiedererwecken, im Sinn der Tätigkeit in unseren Vereinen. Ich glaube noch nicht daran, dass die Menschen schon so fit sind, dass sie mit Grundeinkommen, ausreichend unentgeltlich füreinander und miteinander arbeiten. An dem zweifle ich noch, aber prinzipiell wäre ich dafür.

Wolfgang Hickers:

Ich bin einer der wenigen Steinbacher in diesem Auditorium. Recht herzlichen Dank für die Tagung, sie ist auf einem hohen Niveau. Ich bin zwar ein Zugereister, aber seit über 30 Jahren jeden Tag in Steinbach. Trotzdem habe ich bis heute nicht gewusst, was mit Bergsteigerdörfern überhaupt gemeint ist? Ich habe mir irgendwas mit Bergsteigen vorgestellt, aber dass dahinter eine Philosophie zur Entwicklung des ländlichen Raumes steckt, davon habe ich im Ort kaum etwas gehört. Das heißt, wir haben ein Konzept mit wunderbaren Vorstellungen, aber die Umsetzung vor Ort ist oft ein Problem. Das heißt wir bräuchten Beauftragte, denen wir sagen: „Bitte, ihr seid die Botschafter nach außen!“

Ländliche Entwicklung wird ja oft von der Landeshauptstadt aus betrieben, aber das geht so nicht. Deshalb gefällt mir es mir, dass man vor Ort Initiativen setzt und diese selbst gestaltet, und wir so unseren Lebensraum entwickeln können.

Diese Initiative ist so wertvoll, man muss sie hinausbringen, und sie muss vor Ort wesentlich mehr ins Bewusstsein kommen.

Worauf ich hinweisen möchte: Wir haben ein globalisiertes Umfeld und befinden uns in einem großen Wettbewerb. Wenn wir uns nicht wehren, dann können wir nicht gestalten, sondern werden gestaltet. Man sieht das ja schon an der Abwanderung oder an den Begehrlichkeiten, die schönsten Flecken unserer Landschaft zu kommerzialisieren.

Darum sind regionalpolitische Maßnahmen so notwendig, damit man den eigenen Gestaltungsspielraum erhält. Auf jeden Fall, noch einmal herzlichen Dank, alles Gute und weiterhin viel Erfolg!

Luisa Deubzer, CIPRA Jugendbeirat:

Vielen Dank dafür, dass Sie uns zugehört haben und dass unsere Ideen zumindest von einigen positiv aufgenommen werden. Zu den angesprochenen Punkten: Einmal ging es um das bedingungslose Grundeinkommen in der Landwirtschaft.

Ein Effekt des Grundeinkommens würde eine deutlich verbesserte Wertschätzung bestimmter Berufe sein, das heißt, auch die Leistungen der Bauern würden ungleich mehr anerkannt, weil es sich um elementare, unverzichtbare Leistungen handelt.

Ähnlich wäre das auch bei anderen Berufen, die für eine Gesellschaft unverzichtbar sind, z. B. Pflegeberufe.

Vorhin wurde die Frage gestellt, ob mein Nachbar etwas für mich tun würde. Ich denke, er würde – und das ist keine bloße Annahme. In der Politikwissenschaft nennt man das „tip for tap“: Wenn ich sehe, jemand tut etwas für mich, dann werde ich für diesen auch etwas tun. Wichtig ist,

das System einmal in Gang zu bringen, dann läuft es weiter und verstärkt sich selbst.

Zur Frage, ob damit zwangsläufig das Geld abgeschafft werden müsste: Nicht unbedingt, Geld wird weiterhin ein Anreiz sein, um zu arbeiten, wenn man mehr als das Grundeinkommen haben möchte.

Hanspeter Mair, Projektteam Bergsteigerdörfer DAV:

Ich möchte ganz kurz auf den Vortrag von Jens Badura eingehen. Er hat die große Frage gestellt „Wie wollen wir sein?“ Mir gefällt diese Frage sehr gut, weil wir im Vergleich zu den österreichischen Bergsteigerdörfern in Bayern wohl ein geringeres Entwicklungspotential besitzen und deshalb das Thema Entwicklung nicht in den Vordergrund stellen. Die Frage ist vielmehr: Wie positionieren wir uns grundsätzlich, wie stellen wir uns gegenüber unseren Besucherinnen und Besuchern dar, und wie gehen wir künftig mit den touristischen Hotspots um, zum Beispiel in der Ramsau.

In den „Ramsauer Gesprächen“ werden wir uns damit genauer beschäftigen. Das finde ich sehr wichtig und wertvoll. Ich hoffe, dass es zu einem Dominoeffekt kommt und auch in den anderen Bergsteigerdörfern einiges in Gang setzt.

Peter Rumpold, ÖAW:

Ich denke auch, dass es sehr wichtig ist, wenn die Initiativen aus der Bevölkerung kommen – „bottom up“ – wie es in der Wissenschaft heißt. Auch wenn die Initiative von außen kommt – die Bergsteigerdörfer-Initiative ist ja ein Paradebeispiel – nachhaltig erfolgreich ist man nur dann, wenn gemeinsam gearbeitet wird. Ich denke zum Beispiel an das Große Walsertal in Zusammenhang mit der Entwicklung des Biosphärenparks, wo die Leitbildentwicklung bereits vor Ausweisung des Biosphärenparks erfolgte.

Noch ein Wort zum Stellenwert von Regionalwährungen, die im Vortrag von Frau Deubzer angesprochen wurden. Ich war während meines Studiums auch fasziniert von dieser Idee und bin es zum Teil immer noch, aber die Umsetzung ist offenbar schon schwierig. Es gibt genügend Beispiele, wo man das versucht hat und es einfach nicht funktionierte. Das hängt natürlich von verschiedenen Dingen ab, etwa von der Größenordnung der Region, oder der Vernetzung. Regionalwährungen sind jedenfalls kein Allheilmittel, das überall funktioniert.

Barbara Reitler, Projektkoordinatorin Bergsteigerdörfer ÖAV:

Ich möchte nochmals auf die Frage zurückkommen: „Wie wollen wir sein?“ Wir sprachen über den Heimatbegriff sowie über die Besucher der Bergsteigerdörfer. Wir haben diesen wunderbaren Leitsatz „Nähe ohne Respektlosigkeit“, der für unser Jahrestagungsthema so gut passt. Und wir hörten die Mahnung von Jens Badura: „Die eigene Lebenswelt soll keine Kulisse werden!“ Das bestätigen auch die Wortmeldungen aus dem Publikum. Man muss sich dort jedenfalls wohlfühlen. Heimat kann jeder definieren wie er will, das muss nicht unbedingt ein konkreter Ort sein. Es könnte auch eine Person sein, in deren Nähe man sich wohlfühlt. Heimat definiert sich also aus der persönlichen Sichtweise.

Ich glaube, es ist ein Auftrag für die Bergsteigerdörfer, dass wir uns nicht über die Außensicht definieren, um anderen gerecht zu werden, sondern dass wir uns die Heimat für uns selbst erarbeiten und definieren.

Schiach bauen – nein danke!

Gedanken zur Kultur des Gebauten in der Wechselbeziehung zur regionalen Identität

Doris HALLAMA
Technische Universität München

Einführung

Der Titel, der uns ganz locker daher zu kommen scheint, ist gleichzeitig überraschend speziell. Wenn ich KollegInnen in München von diesem Vortrag erzählte, mussten sie schon beim Titel nachfragen: Schiach – was soll das heißen? Nun ist unsere Sprache ja eigentlich dieselbe. Wir kennen zwar auch alle die jeweiligen Eigenheiten, pochen sogar manchmal darauf – hier Marillen, dort Aprikosen usw. –, aber in Wirklichkeit hat sich das Deutsch zwischenzeitlich sehr angeglichen, die Unterschiede sind marginal und selten bedeutend. Aber dann: schiach. Münchner-Innen wissen wirklich nicht was das heißt. Ich übersetze also: hässlich. Nur, „Hässlich bauen – nein danke?“, das ist dann doch nicht ganz das gleiche, nicht ganz was ich meine. Hässlich kommt von „mit Hass, feindselig“ wohingegen schiech von „scheu, verzagt“ abstammt¹. Das eine ist quasi aktiv hässlich, das andere passiv. Darin stecken Unterschiede – außerdem möchten wir „schiach“ nicht missen; würden es nicht freiwillig gegen hässlich tauschen und auch behaupten, dass hier Unterschiede bestehen die uns lieb und teuer sind.

Solche Worte und Eigenheiten sind Teil unserer Kultur, unserer Sprachkultur – wir identifizieren uns damit und dabei werden sie zu einem Teil unserer regionalen Identität. Mit diesem Beispiel ist es einfach. Auch oder gerade im Vergleich mit der Sprache in Deutschland sind Unterschiede immer einfach zu veranschaulichen. Das ist aber nicht worauf ich hinaus will. Gerade im Gegenteil, geht es mir darum die Kleinigkeiten, die Feinheiten zu beachten und zu achten, genau hinzusehen und sich nicht mit Oberflächlichkeit abspeisen zu lassen. Ich würde die Kultur also gerne als etwas bezeichnen, das mit Achtung zu tun hat. Mit der Achtung dessen was im jeweiligen Kulturbereich eben die Voraussetzungen bilden.

Was ist Baukultur?

Nun geht es in meinem Beitrag um Baukultur und im Zusammenhang damit um regionale Identität. So klar auf den ersten Blick erscheint, dass die beiden Felder miteinander zu tun haben, so schwierig ist deren Beziehung in Wirklichkeit geworden. So wenig ernstgenommen scheint

der Zusammenhang dieser beiden Kategorien zu sein, wenn es tatsächlich ums Bauen geht. Und bevor Sie auch auf den Gedanken kommen, das ginge Sie nichts an – Baukultur wäre etwas Abgehobenes, etwas das mit Architektur zu tun hat und damit, landläufig fälschlicherweise missverstanden, wiederum entweder nur für Reiche oder für Baudenkmäler relevant ist: Wie bei der Sprache oder beim Essen bildet auch beim Bauen einfach das was wir daraus machen, also bauen, unsere Baukultur. Wenn wir etwas bauen, ist es Teil unserer Kultur. Und das betrifft uns natürlich alle. Ob wir was schön oder schiach machen, bedacht oder unbedacht, gekonnt oder schlecht – nach allein ökonomischen Grundsätzen oder nach handwerklichen, nach Materialeigenschaften oder nach Oberflächen, entscheidet über unsere Umgebung, über unsre Innen- wie Außenräume. Es entscheidet darüber, was gebaut ist, aber auch darüber was wir mit dem Gebauten und welches Wissen wir vom Bauen vermitteln und weitergeben werden.

Was mich hierbei allerdings unendlich verblüfft, ist – und das sollte der Vergleich mit den sprachlichen Eigenheiten deutlich machen –, dass beim Bauen offenbar niemand Probleme damit hat, sich das gleiche Haus, ein Modell Toskana oder ein Modell Tirolerhaus beispielsweise, zu bestellen wie tausende andere (Abb. 1).

Und dessen größte oder einzige Qualität also ist, völlig losgelöst von dem Ort an dem die jeweiligen Eigentümer leben immer gleich zu funktionieren sowie aufgebaut werden zu können. Beim Bauen, bei diesen viel größeren, viel offensichtlicheren und für das Leben und Lebensgefühl – für die Identität also – viel bedeutenderen Dingen, ist das Verständnis und eben das „Gefühl“ von dem was passt, was gut ist und anknüpft an seine Umgebung, irgendwie verlorengegangen.

Nun werden mit den Stichwörtern „regionales Bauen“ und „identitätsstiftendes Bauen“ meist traditionelle Bauten assoziiert. Man denkt an Bauernhäuser mit Stuben und Ähnliches. Neubauten gehören da jedenfalls selten dazu. Wir stimmen zwar alle überein, dass ein altes Bauernhaus gutes Bauen verkörpert – aber wie hilft uns das weiter? Welche sind denn Prinzipien oder Kriterien für gutes, qualitativvolles Bauen? Kriterien also, für ein Bauen mit dem man sich identifiziert, das typisch ist, das an den jeweiligen Ort des Bauens, in die Landschaft passt?

¹ Duden: Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache. 32001 Dudenverlag, Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich, Band 7, S. 319

Wir haben schon einiges über materielle und immaterielle Kultur gehört. Beim Bauen sind beide Aspekte von Bedeutung: Materiell ist einerseits klar, damit ist das materialisierte Gebäude gemeint, aber auch der physische Standort, das Baumaterial usw. Die immateriellen Eigenschaften sind jedoch genauso bedeutend. Architektur ist immer auch eine Ausdrucks- und Darstellungsform. Ein Bauwerk vermittelt Wissen über seine Produktion, über Arbeitstechniken und Handwerk, es tritt in Beziehung mit der Umgebung und vermittelt ein Lebensgefühl, eine Position der Bewohner gegenüber dem eigenen Standort, gegenüber der Umwelt mit ihrer Geschichte..

Alpine Landschaft als Bezugspunkt für regionale Identität

Ich möchte in dem Vortrag einen speziellen Aspekt für diese Fragen herausgreifen und das ist der Standort – im weiteren Sinne also die alpine Landschaft als Bezugspunkt für Baukultur. Im Grunde geht es darum, aus der Landschaft heraus und passend in die Landschaft oder Region hinein zu bauen. Jeder hat schon einmal gesagt, etwas passe nicht in die Landschaft. Aber außer damit einem Gefühl Luft zu machen, ist damit meist wenig gesagt.

Was ist konkret gemeint mit einer Baukultur, die standortbezogen, landschaftsbezogen ist? Dieser Bezug kann auf beiden Ebenen gesetzt werden: es kann eine immaterielle und oder materielle Beziehung zum Ort, zur Landschaft hergestellt werden. Ortsbezug kann somit ganz konkret physisch-materiell gemeint sein, aber er ist auch visuell gemeint.

Es ist immer auch das Bild von Bedeutung, das ein Gebäude vermittelt. Allerdings sind damit nicht Vorblendungen gemeint, sondern Form und Proportion, die Dachform, oder auch der Ausdruck, der über Material vermittelt wird.

Dazu möchte ich Ihnen einen Text vorstellen, der von Adolf Loos vor mehr als 100 Jahren verfasst wurde:

„Regeln für den der in den Bergen baut

Baue nicht malerisch. Überlasse solche Wirkung den Mauern, den Bergen und der Sonne. Der Mensch, der sich malerisch kleidet, ist nicht malerisch, sondern ein Hanswurst. Der Bauer kleidet sich nicht malerisch. Aber er ist es.

Baue so gut wie du kannst. Nicht besser. Überhebe dich nicht. Und nicht schlechter. Drücke dich nicht absichtlich auf ein niedriges Niveau herab, als auf das du durch deine Geburt und Erziehung gestellt wurdest. Auch wenn du in die Berge gehst. Sprich mit den Bauern in deiner Sprache. Der Wiener Advokat, der im Steinklopperhansdialekt mit dem Bauern spricht, hat vertilgt zu werden.

Achte auf die Formen, in denen der Bauer baut. Denn sie sind der Urväterweisheit geronnene Substanz. Aber suche den Grund der Form auf. Haben die Fortschritte der Technik es möglich gemacht, die Form zu verbessern, so ist immer diese Verbesserung zu verwenden. Der Dreschflegel wird von der Dreschmaschine abgelöst. [...]

Sei wahr! Die Natur hält es nur mit der Wahrheit. [...]

Fürchte nicht, unmodern gescholten zu werden. Veränderungen der alten Bauweise sind nur dann erlaubt, wenn sie eine Verbesserung bedeuten,

sonst aber bleibe beim Alten. Denn die Wahrheit, und sei sie hunderte von Jahren alt, hat mit uns mehr inneren Zusammenhang als die Lüge, die neben uns schreitet.“²

Ein Südtiroler Architekt hat die Essenz der Zeilen treffend zusammengefasst:

„Erfasse also das Wesentliche des Kontextes und der Bautradition, nutze die technischen und gestalterischen Möglichkeiten der Gegenwart, um das beste Ergebnis zu erzielen. Übertreibe nicht, verzichte aber auch nicht auf Poesie und auf Tiefgang.“³

Dabei kann man sich sehr wohl vieles von historischen Gebäuden anschauen, so wie es beispielsweise bei der Olpererhütte der Fall ist (Abb. 2). Diese besteht aus einer einfachen Hausform – rechteckig mit Satteldach, ganz ohne Dachüberstand. Der Bau steht auf einem Kellersockel, erhebt sich darüber zweigeschossig und wird im Erdgeschoß erschlossen. Zusätzlich aber kommt man über eine Brücke auf der Giebelseite direkt vom Gelände ins obere Geschoß. Ein Zugang wie ihn Bauernhäuser traditionell für die Tenne haben. Dieser wird hier übernommen, ganz einfach und unpräzise, weil es eine klare hilfreiche Angelegenheit ist für die Erschließung eines Hauses am Hang. Auch der Steinsockel mit vorgelagerter Terrasse ist als Motiv entlehnt und wurde für die heutige Architektur übernommen und interpretiert. Es ist eine Form, die bei Almen zu finden war, um die Tiere zu versammeln. Heute sind es eben Gäste.

Der eigentlich tragende Sockel ist mit Witz überspitzt. Das Haus kraxelt darüber hinaus aus. Es dreht sich so in die Landschaft, wie es für den heutigen Zweck, die Bauaufgabe, am besten ist. Im Vordergrund steht, was für die Funktion des Hauses wichtig ist: nämlich innen wie außen die Aussicht, der Blick auf die Berge, der visuelle Genuss der Berglandschaft. Es gibt keine landwirtschaftlichen Notwendigkeiten mehr dafür, außerdem ist es technisch möglich. Wir können also bauliche, traditionelle Aspekte übernehmen, aber auch weiterentwickeln – und das, ganz ohne uns anzubiedern. Neu ist auch das Panoramafenster. Fenster müssen heute nicht mehr klein sein, sie sind bezüglich Wärmedurchgang nicht schlechter als die Wand. Das führt zu einer Weiterentwicklung der traditionellen Form des einfachen Hauses, das in klimatischen Verhältnissen, wie jenen der Olperer Hütte, lange Zeit mit viel Wand und wenig Öffnungen errichtet wurde. Das Beispiel ist also an die Region und die Landschaft gebunden, weil es Traditionen aus Bauten mit ähnlichem Standort übernimmt. In Form, Proportion und formalen Elementen lehnt es sich an Bekanntem an und entwickelt sie weiter.

Nun sind Schutzhütten oder Alpenvereinsgehütten überhaupt ein brauchbares Beispiel um die Themen Landschaftsbezug und typisches Bauen zu besprechen, da sie besonders mit Bedeutung aufgeladen, außerdem deren Standorte im Hochgebirge ökologisch aber auch symbolisch besonders sensible sind. Ein weiteres Beispiel dafür bildet der Ersatzbau der Seethalerhütte im Dachsteingebiet (Abb. 3).

2 Adolf Loos, Sämtliche Schriften, hrsg. v. Franz Glück, Wien, München: Herold 1962, Band 1, S. 329–330

3 Alberto Winterle: Sfide in alta quota, in: Turisbabel 10/2012, S 4-7.

Der Entwurf für diese Hütte ist aus einem Architekturwettbewerb als Siegerprojekt hervorgegangen und wird seit dem Sommer 2017 realisiert. Ich sage gleich vorweg, auch sie wird, wie ich meine, ein gelungenes Bauwerk für die Aufgabe der Schutzhütte und für diesen speziellen Standort am Dachstein werden.

Soll man Bauten schaffen, die ein flüchtiges Gefühl von Tradition vermitteln, indem sie hinter vorgeblendeten Holzverkleidungen ihre eigentliche Struktur aus Beton und moderner technischer Infrastruktur verbergen, oder sollen sie umgekehrt Ausdruck dessen sein, was die neue Technik und modernen Materialien ermöglichen?

Es ist Aufgabe der Architektur eine Aussage zu machen! Die Architektur hat über die Form – wie die Sprache – einen Ausdruck, sie zeigt also eine Position. Sie soll ihre Funktionen, technischen Innovationen und die Aufgaben, die eine Hütte heute übernimmt, lesbar machen. Und: neue Funktionen, Techniken und Aufgaben erfordern neue Aussagen – in diesem Fall vor allem zum Umgang des Alpenvereins bzw. der Sektion mit der Berglandschaft und dem Verständnis von Tourismus. Wie Loos sagte: „der Dreschflügel wurde von der Dreschmaschine verdrängt“.

Die Seethalerhütte ist landschaftsgebunden nicht, indem sie sich symbolisch oder bildlich angleicht bzw. anerkannte regionale Formvokabel übernimmt, sondern sie ist vor allem physisch-materiell landschaftsgebunden, indem die Form des Gebäudes, auch die Wahl des konkreten Standorts sowie die Positionierung im Gelände, nach ökologischen und klimatischen Grundsätzen entwickelt wurden. Ziel war es bei diesem Entwurf, das natürliche Gelände durch den Bau möglichst wenig zu verändern. Es sollte ursprünglich, aus Respekt vor dem gewachsenen Boden und Felsen, so wenig geländeberührtes Bauvolumen geben, wie möglich. Die Geschoße wachsen mit dem Gelände. Die Dach- bzw. Wandneige ist hinsichtlich Sonneinstrahlung und Energiegewinnung optimiert. Das Volumen wurde möglichst klein gehalten und verjüngt sich nach unten und oben um sich formal vor dem Gebirge zurückzunehmen.

Aber es gibt oder gab auch andere Meinungen zu diesem Entwurf. Das Gebäude wurde zu Beginn sehr kontrovers diskutiert. Die Kritikpunkte daran waren die gleichen, die ich eben als positiv beschrieben habe. Nämlich, dass sich diese Architektur nicht in die Landschaft einpasst, dass ortsfremde Materialien verwendet werden, wie die Blechfassade, und vor allem, dass sie mit der Bautradition der Schutzhütten bricht.

Traditionelle Formen sind nicht immer ortsbezogen

Nur ist das so eine Sache mit der Landschaftsgerechtigkeit genauso wie mit der Tradition der Hütten. Die Erlangerhütte beispielsweise, als nur ein beliebiges unter vielen Beispielen zu nennen, gilt sowohl als typisch alpiner und landschaftsbezogener Bau als auch ganz in Bautraditionen verhaftet (Abb. 4). Genauer betrachtet aber, sind ihre Bezüge zur Landschaft nicht konkreter als die jeder Hütte und die Tradition des Hüttenbaus eine Konstruktion.

Die Schutzhütten des Alpenvereins sind einerseits geprägt von Funktion



Abb.1: Aus dem Fertighauskatalog



Abb.2: Olperhütte, Zillertaler Alpen



Abb. 3: Seethalerhütte, Hoher Dachstein



Abb. 4: Erlanger Hütte, Ötztaler Alpen



Abb. 5: Alte Prager Hütte, Venedigergruppe

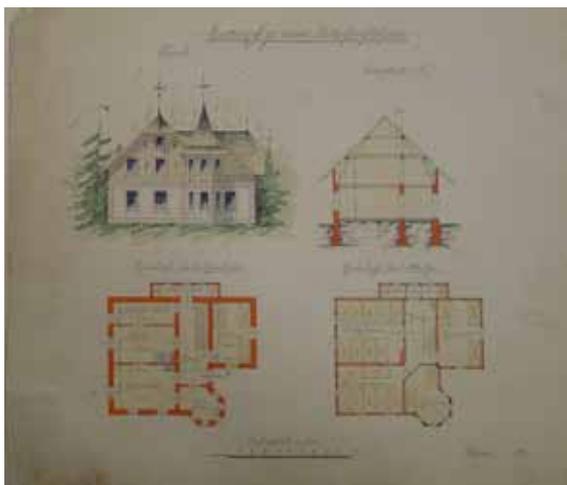


Abb. 6: Entwurf für ein Unterkunftshaus, München, 1899

und Rahmenbedingungen und passen sich in ihren technischen Komponenten an die extremen Verhältnisse an. Sie sind somit klimabezogen, insofern landschaftsbezogen und gleichzeitig immer modern, weil sie in technischer Sicht und an den exponierten Standorten im Hochgebirge an denen sie stehen immer auch bautechnische Vorreiter sind. Und andererseits kommen sie ja aber von ihrer Idee her aus einem städtischen Kontext. Es waren reiche, alpenferne Großstädter, die die ersten Alpenvereinshütten erbauen ließen. Die Erschließung der Alpen durch Hütten war eine selbstbewusste, moderne Angelegenheit, die gewissermaßen auch zu einem Rechtfertigungsdruck führte und dazu, die Hüttenformen immer auch an Bautraditionen der Umgebung, an Wohn- und Wirtschaftsgebäude im Tal anzupassen.

Die eigentlich einfache, sachliche, ortsbezogene Hütte hatte für das Selbstverständnis der Sektionen nicht lange ausgereicht. Die alte Prager Hütte wäre beispielsweise so ein sachliches und dennoch modernes Haus (Abb. 5).

Modern schon allein deswegen, weil es überhaupt dort steht wo es steht – wo es davor keine Bauten für dauerhaften Aufenthalt gab. Sachlich und ortsbezogen, weil die Hütte an einer bestimmten, nach landschaftlichen Kriterien gewählten Stelle steht, die ihrer Funktion als Schutzhütte entgegenkommt (ihre Sichtbarkeit, ihre Ausblicke, möglichst lawinengeschützt) und weil sie nur die für ihren Zweck notwendigsten Material- und Formeigenschaften aufweist (dickes Mauerwerk, kleine Fenster, zusätzlicher Lawinenschutz, festes Dach, geringster Dachüberstand u.a.)

Man hat jedoch schon sehr bald versucht, die Hüttenarchitektur – vor allem zur Identifikation der Sektionen mit diesen – an andere Gebäudevorbilder und -formen anzugleichen. An Bauernhäuser im Tal, genauso aber auch an Bauformen, die in den Sektionen jeweils regionaltypisch und traditionell waren. Es kam somit schon seit Beginn der alpinen Erschließung zu funktional nicht erklärbaren Schmuckformen. Die Hütten sind in ihrer Tradition also gleichzeitig hochgebirgsspezifisch, aber auch aufgesetzt, appliziert – mit Elementen versetzt, die aus ihrem konstruktiven und kulturellen Zusammenhang gelöst sind. Es sind, wie im Entwurf für ein Unterkunftshaus aus München von 1899, das Türmchen, der Erker, auch die Zweiteiligkeit der Konstruktion in Mauerwerk für das Erdgeschoß und Holzbau im Obergeschoß, Elemente übernommen, die zwar aus alpiner Bautradition stammen, aber trotzdem aus anderem kulturellen und wirtschaftlichen Kontext und Bedeutung (Abb. 6).

Auch das ist genau genommen allein optische Anbiederung, die keinen baukonstruktiven oder ortsbezogenen Sinn hat – und mit den Worten Adolf Loos' ein „Hanswurst“.

Mit diesem Phänomen sind wir zwischenzeitlich generell im alpinen touristischen Bauen immens konfrontiert (Abb. 7).

So sehen wir auf der Fotografie von Hintertux das architektonische Ergebnis des Massentourismus. Was sich uns hier als alpine Architektur, als unsere Identität verkauft, ergibt letztlich ins Unendliche aufgeblasenen Konstrukte, die auf Vorstellungsbildern basieren. Die immer größer werdenden Raumvolumina werden zuerst unter sich allseitig als Giebelwände darstellende Satteldachlandschaften gepackt, mit

Mansardendächern ergänzt – unter denen sich auch Klimazentralen verbergen lassen – dann mit Türmchen versehen, die sich zudem zur Tarnung von Liftaufbauten eignen. Wenn das bewährte Gesamtbild einer alpinen bäuerlichen Kultur aber wegen der schieren Größe der Bauwerke aus dem Blickwinkel der Touristen zu verschwinden droht, werden bekannte Zeichen auf Augenhöhe und daher in Sichtfeld der Gäste heruntergesetzt: wie etwa die mächtigen Giebel, die nun als Hotelvordach dupliziert werden. Authentische Almhütten werden abgebaut, ihre patinierten Materialien dienen als Bauelemente von Hotellobby, Bar oder Wellnesszone. Oder es werden Almhütten zur Gänze versetzt: mitten in die neuen Entertainmentbezirke, wo sie als Diskotheken Orte der Lustbarkeit repräsentieren.⁴

Man kann natürlich mit tradierten Formen und Materialien arbeiten – die Frage ist nur in welchem Geist. Einen anderen Umgang mit den Vorbildern aus dem landwirtschaftlichen Bauen und der Umformung für touristische Nutzung zeigt das Beispiel des Bauernhauses in Ramsau im Zillertal (Abb. 8)

Hier wurde zuerst das alte Bauernhaus saniert, die Scheune aber durch einen Neubau ersetzt. Was früher der Stadel war, sind heute Ferienwohnungen. Der Baukörper des neuen Wohnhauses entspricht exakt dem des ursprünglichen Stallgebäudes und ist als Massivbau ausgeführt. Die Bekleidung besteht aus den unbehandelten, alten Brettern des Stalls und eines abgetragenen Stadels in der Nähe; Auch die Schiebeläden vor allen Fenstern des Zubaus sind aus den recycelten Brettern gefertigt. Auch hier wird die alte Form beibehalten trotz neuer Funktion, altes Material vor neue Konstruktion geblendet, wenn man so will. Aber hier wird subtile Arbeit geleistet, indem mit bekannten Oberflächen und Proportionen an das Alte erinnert wird, während gleichzeitig deutlich neue Elemente wie die Fenster und Schiebeläden die Grenzen zwischen Ungewöhnlichem und Gewöhnlichem verwischen.

Bauen in alpinem Gelände

Soweit die Beispiele zum Immateriellen in der Baukultur und zum Ausdruck sowie formalen Umgang mit regionalen, landschaftlichen Aspekten. Der zweite Aspekt ist noch das physische Zusammenspiel mit der Landschaft, also dem Gelände. Gerade das ist für das Bauen in den Alpen, für regionales Bauen sowie unsere Identifikation damit, nicht unwesentlich (Abb. 9).

Was zeigt uns das einfache Bauernhaus, in zugegeben schlechtem Zustand auf der Abbildung? Es ist ein unpräntiöses Gebäude, das wie selbstverständlich in einem Hang steht und dessen Architektur in verschiedenster Weise mit diesem Hang interagiert. Die Erschließung macht das ganz anschaulich. Auf verschiedenen Ebenen sind hier drei Zugänge vorhanden: jeweils ausgehend vom Hang und mit dem Hang für unterschiedliche Nutzungen und Funktionen. Aber diese Art der Einpassung kann auch ökonomisch gedacht werden. Aushübe und Geländeänderungen stellten enormen Aufwand dar. Das Haus also funktional und in seinen Ebenen aus dem Gelände heraus zu entwickeln war entsprechend ressourcenschonend. Nur hat dieses Zusammenspiel



Abb. 7: Hintertux, Foto: Michael Zinganel



Abb. 8: Bauernhaus, Ramsau im Zillertal, Arch. Martin Feiersinger



Abb. 9: Bauernhaus in Sillian/ Osttirol

⁴ siehe Michael Zinganel, der das Phänomen anschaulich und ausführlich beschreibt. In: Alpine Wucherungen. Erlebnislandschaften der Hypermoderne

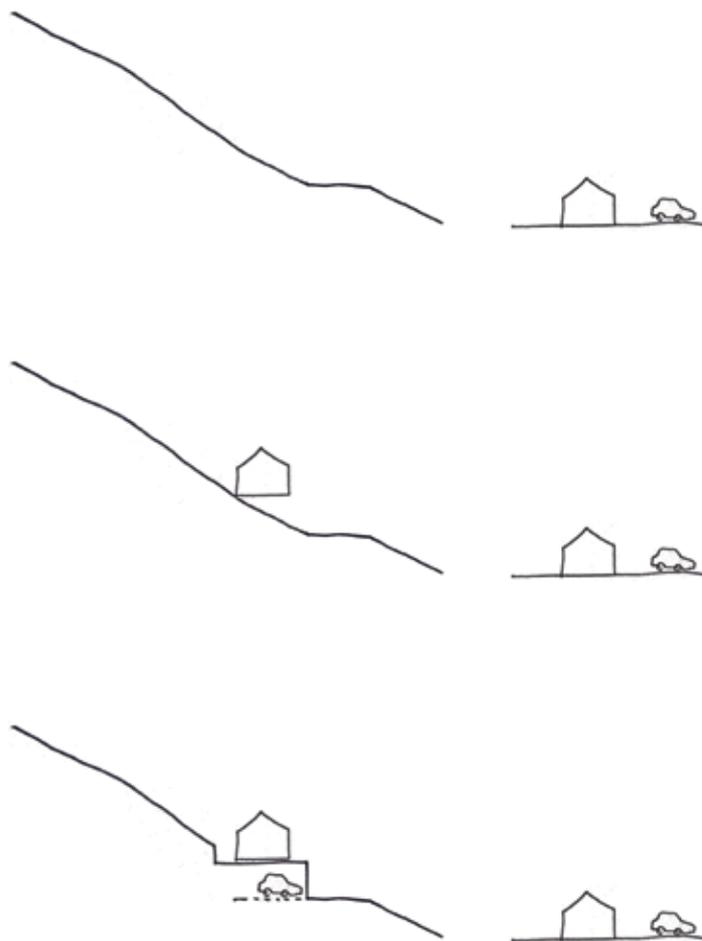


Abb. 10



Abb 11

zwischen Gebäude und Gelände natürlich dann formale Folgen. Das Haus sieht hinten ganz anders aus als vorne.

Was könnte kulturell naheliegender und identitätsstiftender sein als mit dem Gelände und der Landschaft zu bauen, in der man lebt? Seit einigen Jahren oder Jahrzehnten hat sich aber durchgesetzt, das Gelände durch unverhältnismäßig große Erdbewegungen und Sockelbauten so umzuwandeln, dass das eigentliche Haus auf einer Ebene stehen kann (Abb. 10).

Das erste Schema oben links zeigt die heute wohl allgemeingültige Vorstellung von Haus – das ohne Auto gar nicht mehr gedacht werden kann. Nun findet man, gerade in gebirgigen Regionen häufig aber eine dazu gegenläufige Voraussetzung vor – einen Hang nämlich. Gepaart mit der inzwischen üblichen Vorgehensweise, ein Haus quasi aus dem Katalog zu bestellen, führt das dazu, das Gelände und/ oder die Architektur so umzuformen, dass letztlich eine ebene Fläche vorhanden ist, auf die jedes beliebige Haus gesetzt werden kann. Und das sieht dann so aus wie auf der Abbildung 10 unten links. Dabei ist der bedeutendste Teil des Hauses im Gelände meist eine massive Beton- oder Zyklopenmauer mit integrierter Garage. So kommt es, dass wir bei Spaziergängen in den schönsten Hanglagen der Städte und Gemeinden nirgendwo mehr mit Häusern, sondern ausnahmslos mit Barrikaden, bestenfalls mit Garagentoren konfrontiert sind.

Nur: Was sagt das über unsere Baukultur aus – wenn sich das Verhältnis von Mauer und Garage zum Haus, das außerdem völlig unabhängig von dem Ort, um den es eigentlich geht, platziert ist, nicht mehr erklären lässt?

Wenn das Volumen, zumindest die verbaute Fläche für Garagen oft größer als für das eigentliche Haus ist und die Personeneingänge versteckt, uneinsichtig und im längst völlig privaten Bereich zurückgezogen sind?



Abb. 12

Es ist schließlich nicht nur Aufgabe der Architektur den Blick auf die Landschaft aus einem Gebäude in Szene zu setzen, sondern genauso wäre es hinsichtlich regionaler Identität im Sinne einer angemessenen Baukultur Aufgabe, den Blick auf die Gebäude in der Landschaft zu gestalten.

Dabei gibt es, wie wir gesehen haben, wunderbare Vorbilder mit diesen Eigenschaften von alpinen Landschaften umzugehen. Genauso gibt es natürlich auch aktuell ausgezeichnete Beispiele, die uns eine Beziehung zum Ort und zur Landschaft ganz unaufgeregt wieder vorführen (Abb.13).

Wenn auch schwer zu formulieren, es gibt zwischen Baukultur und Lebensgefühl einen Zusammenhang. Wenn wir diesen aber vergessen, geht auch das damit verbundene Gefühl verloren. Und das wäre wirklich schade.



Abb. 13: Haus Simma, Arch. Georg Bechter



Dipl. Ing. Doris Hallama ist Architektin und Kunsthistorikerin mit Schwerpunkten in der alpinen Landschafts- und Baukulturforschung. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der TU München.

Das Wunder der ewigen Wiederkehr

Textile Materialien, Techniken und Formen

Gexi TOSTMANN

Tostmann Trachten, Seewalchen und Wien

Als „Wunder der ewigen Wiederkehr“ möchte ich die unglaubliche Zeitlosigkeit bezeichnen, die es bei der Bekleidung und bei bestimmten Materialien und Verarbeitungstechniken gibt. Das fasziniert mich so an meiner Arbeit. In unseren Kollektionsbesprechungen fragen wir nie: „Was gibt es Neues“, sondern „Was gibt es Schönes, was gibt es Gutes?“. Denn „neu“ an sich ist noch keine Qualität.

Es ist zwar richtig, dass in der Modebranche „Neuheiten“ sehr wichtig sind. Wir aber machen nicht Mode, sondern wir machen Dirndl – das bedeutet auch Tradition.

Was meine Vorrednerin zum Thema Architektur gesagt hat, gilt auch für das Dirndl. Alles, was der von mir überaus geschätzte Adolf Loos vor 100 Jahren formulierte, das hat er auch zur Tracht gesagt. Er hat das sehr kritisiert, wenn man sich verkleidet hat, ganz ähnlich wie bei Gebäuden, die verkleidet werden.

Ich habe das Glück, dass meine Mutter in den Wiener Werkstätten bei Wimmer-Wisgrill und Hoffmann in die Schule gegangen ist. Diese Persönlichkeiten hatten gleichermaßen eine große Beziehung zur Tradition und zur Avantgarde und repräsentierten genau jene Haltung, für die vorhin Frau Hallama plädiert hat.

Sprechen wir zunächst von Materialien, von der Tracht und davon, weshalb Tracht interessant ist. Warum wählt man diesen Stil? Sicherlich geht es um Tradition und Regionalität. Darüber hinaus aber geht es um Handwerk und Zeitlosigkeit. Schon in einer Zeit, als der Begriff „Nachhaltigkeit“ noch nicht in der heutigen Weise verwendet wurde, habe ich diese Begriffe gleichsam mit der Muttermilch aufgenommen. Und wenn man dabei konsequent ist, kann damit auch die heimische Wirtschaft gepflegt werden.

Als ich die elterliche Firma in den 1970er-Jahren übernahm, hat die Branche angefangen, ihre Produktion auszulagern, weil die Arbeitskosten in Österreich zu hoch geworden sind.

Für mich kam das aus verschiedenen Gründen auf keinen Fall in Frage. Es erschien mir undenkbar, dass man zuerst mit einem heimischen Produkt seine Existenz aufbaut und dann mit der Erzeugung ins Ausland geht. Deshalb entschlossen wir uns, behutsamer kleiner zu werden und (innerhalb von 10 Jahren) von 400 auf 200 Mitarbeitern zu reduzieren. Auch das gilt ja gemeinhin nicht als erfolgreiche Unternehmensstrategie, üblich ist ja das Größer und immer Mehr werden.

Meine Mitbewerber gingen davon aus, dass wir bald scheitern würden, aber es ging alles gut. Wirklich toll war, dass die Mitarbeiter unsere

Strategie mitgetragen haben. Sie haben zwar nicht besonders viel verdient, aber es war eine sichere Anstellung und eine schöne Arbeit. Auch wir als Besitzer sind nicht reich geworden – das waren wir nie.

Reich mussten allerdings die Kunden sein, damit sie sich unsere Modelle leisten konnten. Scherzhaft gesagt waren sie dann halt arm, wenn sie unser Geschäft wieder verlassen hatten.

Und so haben wir in unserem Betrieb Kunden in der fünften Generation, Mitarbeiter in der vierten Generation sowie Lieferanten in der dritten Generation.

Wir sind also ein Unternehmen, das nicht nur ein traditionelles Produkt anbietet und verkauft, sondern in seiner gesamten Struktur traditionell ist, gewisse Werte lebt und diese auch in der Arbeit fördert.

Unlängst hatte ich im Betrieb eine Journalistin zu Gast, die sagte: „Verstehen Sie mich nicht falsch, aber bei Ihnen habe ich das Gefühl, es ist alles gleich geblieben“. Das empfinde ich als großes Kompliment.

Unser Wertebewusstsein bezieht sich auch auf die Materialien und da komme ich zu einem Thema, das mir schon vor 40 Jahren unter den Nägeln brannte: Gift in den Textilien. Und das zunächst nicht nur aus ökologischen Gründen. Als Studentin laborierte ich an einer chronischen Bindehautentzündung. Mein Arzt empfahl mir deshalb, nicht mit Stoffen zu arbeiten. Das habe ich natürlich nicht befolgt. Und später, nachdem ich in die Firma eingetreten war, hieß es wieder: Sie müssen Stoffe meiden, bleiben Sie im Büro. Und ich sagte nein, ich gehe nicht ins Büro, die Arbeit mit Stoffen macht mir Freude. Das war die Ursache, warum ich mich schon sehr früh mit ökologischen Themen befasste. Und mehr oder weniger zufällig wurde in unseren Wiener Geschäftsräumen auch die Grüne Partei gegründet, aber das nur nebenbei.

Kehren wir zurück zum „Wunder der ewigen Wiederkehr“ bei den Materialien. Wir haben im Betrieb natürlich immer Naturfasern verwendet, also Leinen, Loden, Seide. Materialien, die vor 3000 Jahren auch schon bekannt waren und verarbeitet wurden. Künstliche Materialien haben wir versucht zu vermeiden.

Der Konflikt zwischen Naturfasern und Kunstfasern zieht sich durch die vergangenen 50 Jahre meines Lebens. Allerdings muss man heute feststellen, dass es fast schon „ökologischer“ ist, eine Kunstfaser zu erzeugen (im Vergleich zur Baumwolle: Überdüngung, Pestizide, Kinderarbeit. Da bietet auch die beste Kennzeichnung keine Sicherheit.

Ich kann deshalb nicht entscheiden, was nun das Bessere ist. Was ich Ihnen aber mit Sicherheit mitteilen kann: Askese ist das Beste, also

Zurückhaltung im Konsum. Das gilt sowohl für die Ernährung als auch für die Bekleidung.

Diese Haltung verbindet die Firma Tostmann mit dem international anerkannten Modedesigner-Ehepaar Vivienne Westwood und Andreas Kronthaler. Unsere Firma arbeitet mit ihnen eng zusammen. Auch sie sind der Meinung, dass das weniger Konsumieren der einzige Weg ist, die Umwelt wirksam zu entlasten. „Buy less, choose well, make it last!“ einer der Leitsprüche von Vivienne Westwood, das kann ich nur unterstreichen. Wir in den entwickelten Ländern haben das Geld und den Spielraum dafür, wir sind zum Handeln verpflichtet!

Neben der ökologischen Frage ist mir auch die persönliche unternehmerische Freiheit sehr wichtig. Vor vielen Jahren hatte ich ein Problem mit den gesetzlichen Bestimmungen zum Ladenschluss. Ich habe verbotenerweise aufgesperrt, kassierte wegen dieser Missetat Anzeigen und rief daraufhin den Verfassungsgerichtshof an. Zur allgemeinen Überraschung gab mir dieser recht. Allerdings durfte nur ich persönlich – also ohne Mitarbeiter – mein Geschäft uneingeschränkt offenhalten. Aber immerhin wurden damals die samstäglichen Geschäftsöffnungszeiten revidiert.

Im Umfeld dieser Geschehnisse gab es auch viele Diskussionen zum Thema Ausbeutung der Mitarbeiter, was uns schon damals zu Verfechtern für ein bedingungsloses Grundeinkommen für alle Menschen, machte. Wie es in den Vorträgen heute Vormittag bereits angesprochen wurde.

Das häufig gebrauchte Argument, dass sich unsere Gesellschaft das Grundeinkommen nicht leisten kann, stimmt nicht. Wir hätten

im Vergleich zur aktuellen Situation einen wesentlich geringeren bürokratischen Aufwand und wir würden uns die meisten Subventionen ersparen. Damit erklärt sich, dass Widerstände gegen das bedingungslose Grundeinkommen hauptsächlich von Politiker- und Beamtenseite kommen, die einen Machtverlust befürchten müssen.

Noch ein dritter Bereich ist mir sehr wichtig: eine offene, pluralistische Gesellschaft.

Unser Unternehmen arbeitet schon seit Jahrzehnten mit Asylwerbern. Immer wieder höre ich, wie schwierig das angeblich sei. Darauf kann ich nur antworten: Lächerlich, wir haben die besten Erfahrungen gemacht. Und unseren jüngsten Wirtschaftsaufschwung verdanken wir zumindest zu einem Teil den Einwanderern und Asylwerbern.

Als Beispiel nenne ich unsere ausländischen Lehrlinge. Die bringen „Biss“ und Begeisterung mit, sind klug und lernbegierig und fühlen sich nicht als Menschen zweiter Klasse, weil sie „nur“ ein Handwerk erlernen und nicht studieren.

Es gäbe noch viel zu sagen, aber das wären die großen Strukturen, die mir am Herzen liegen.

Abschrift der Tonaufnahme: Roland Kals



Gesine „Gexi“ Tostmann ist Ethnologin und Historikerin. Gemeinsam mit Tochter Anna führt sie das Unternehmen Tostmann-Trachten. Sie engagierte sich aktiv in der frühen Friedens- und Anti-Atombewegung, gegen Zwentendorf und Wackersdorf, für die Hainburger Au und für ein bedingungsloses Grundeinkommen.

Berg – Dorf – Leben

Anmerkungen zur Idee der Bergsteigerdörfer in der modernen Welt

Rudi ERLACHER, Deutscher Alpenverein

Der Dreiklang Berg – Dorf – Leben hat viele Möglichkeiten der Harmonie, aber auch der Dissonanz. Und nicht alle verspüren dasselbe. Erst seit der moderne Tourismus die Bergwelt für sich entdeckt, ist diese für die Einheimischen auch eine Freude – wenn auch nicht immer. Der Gast mag den Ort am Ende des Tales unter dem hohen Berg als sehr romantisch empfinden – der Bürgermeister hingegen sorgt sich wegen dieser Abgeschiedenheit um die Fortexistenz des Dorfladens. Die Konstellation Berg – Dorf – Leben stellt viele Fragen und lässt viele Antworten zu.

Die Idee der Bergsteigerdörfer bietet eine davon an – oder besser: Ein ganzes Bündel von Antworten, die alle mehr oder weniger spannungsreich zusammenhängen: Ökonomische, ökologische, kulturelle.

Berg – Dorf – Leben. Ich werde jeden dieser Begriffe eigenständig umkreisen. Das Ergebnis wird eine Art Collage sein. Wenn darin nicht nur Harmonie, sondern auch Dissonanzen vorkommen, dann ist das ein Zeichen für Lebensnähe.

Berg

Helga Peskoller beginnt ihr großes Buch *BergDenken* aus dem Jahr 1997 mit einem Paukenschlag:

„Mit einer einfachen Methode versetzt uns die Natur in Erstaunen: Sie arbeitet im Großformat. Großformen der festen Erdoberfläche sind Gebirge. ... Manchen intensivieren sie das Leben.“¹

Kaum ist der Paukenschlag verhallt, hört man andere Stimmen, zum Beispiel Werner Bätzing in seinem mit seiner Frau Evelyn Hantzig-Bätzing 2005 veröffentlichten philosophischen Bekenntnis *Entgrenzte Welten*:

„Solche Verhaltensweisen sind ... keinesfalls so normal, wie sie uns heute erscheinen: Die ersten Touristen in den Alpen und am Meer werden von den Bauern- bzw. Fischerkulturen ungläubig bestaunt und als ‚verrückt‘ angesehen – ein zweckfreier Aufenthalt in der Natur erscheint ihnen im wörtlichen Sinne als ‚sinnlos‘.

Und das ist völlig richtig beobachtet: Seinen Sinn und seine Motivation erhält dieses Tun nur als Gegensatz zur Fabrik- und Büroarbeit. Während Natur im industriellen Produktionsprozess also als sinn- und wertloses Material bedingungslos und grenzenlos vernutzt und zerstört wird, wird sie gleichzeitig in der Freizeit ebenso grenzen- und bedingungslos bestaunt, bewundert, verklärt und zur absoluten Positivität erhoben. ...

Lediglich die Schicht der Bauern und die eng mit ihnen verbundenen Erwerbstätigen auf dem Land entziehen sich dieser Sichtweise, weil ihre Arbeits- und Lebenswelt noch durch vorindustrielle Strukturen und einen vorindustriellen Naturbezug geprägt ist.“²

Die Botschaft lautet also: Wo Natur und Kultur noch traditionell miteinander verwoben sind, da ist ein rein ästhetisch motivierter Blick auf die Natur obsolet. Aus dieser Sicht sind zumindest wir vom Alpenverein „Verrückte“. Die generelle These dahinter: Erst in der Moderne hat sich der Blick der Menschen zu den Bergen geöffnet. Vorher war da ein Nichts, etwas Widerständiges, um das man herum oder hinaufgegangen ist – oder es waren die „Montes Horribiles“, die schrecklichen Berge.

Aus dieser Sicht sind die Berge eine unverständliche Leidenschaft. Und genau so betitelte sich eine Ausstellung im Alpenvereinsmuseum Innsbruck, die von 2007 bis 2014 dauerte und von weit über 100.000 irritierten Bergbegeisterten aufgesucht wurde. Im Standardtext der vielen Ankündigungen und Einladungen, die zum Besuch der Ausstellung animieren sollten, heißt es:

„Grundlage für die Aktivitäten in der Höhe war ein Umschlagen der Gebirgswahrnehmung. Der Berg, der immer als Unding gegolten hatte, wurde im späten 18. Jahrhundert interessant, reizvoll, schön. Die Kunst reagierte auf diese Wende und beförderte sie ihrerseits, die Wissenschaft zog mit, und der Alptourismus ließ nicht lange auf sich warten.“

Und weiter:

„Jedoch, so unverständlich, wie es in der Ausstellung ein wenig kokett behauptet wird, bleibt die Liebe zu den Bergen und dazu, sie zu bezwingen, nicht. Ganz im Gegenteil: Auf rund 700 qm finden sich Exponate des Bergsteigeralltags wie Nähzeug oder Bergschuhe berühmter Montanisten, Gemälde und Karten, wissenschaftliche Beiträge, Filme – kurz alles, was rund ums Bergsteigen von Bedeutung ist.“³

Ob das Zeigen von Nähzeug oder Bergschuhen berühmter Montanisten die Berg-Leidenschaft erklären kann, sei mal dahingestellt. Und nur ums Kokettieren ist es den Ausstellern auch nicht gegangen. Hinter der „unverständlichen Leidenschaft“ steckt nämlich tatsächlich die These, dass

1 Peskoller 1997, 9.

2 Hantzig-Bätzing, Bätzing 2005, 184f.

3 http://www.hofburg-innsbruck.at/623/uploads/oeav-presstext_abend-fuehrung.pdf; abgerufen am 7.11.2017

diese Leidenschaft eine unverständliche ist – und wenn sie dann doch da ist, dann muss sie importiert werden.

So schreibt der Kunstwissenschaftler und Museologe Gottfried Friedl, der an der Ausstellung „Berge – eine unverständliche Leidenschaft“ beteiligt war, in einem Beitrag im Alpenvereinsjahrbuch BERG 2011:

„Die These, dass die Entdeckung der Physiognomie des Matterhorns (Abbildung 2) von der „Wiederentdeckung“ der Pyramiden (Abbildung 1) während Napoleons Feldzügen in Ägypten ausgelöst wurde, ist so schön, dass ich sie ohne Plausibilitätsprüfung anzunehmen bereit bin. Die tief im Bildgedächtnis Europas verankerte kristalline Form des ägyptischen Grabbaus, eines „ethnopolitischen Identitatssymbols“ ... wurde im kollektiven Gedächtnis reaktiviert und auf den Berg an sich übertragen.“⁴

Aus den vielen Beispielen, die den Bergsteiger nun tatsächlich mit seiner Faszination allein und ratlos unterm Matterhorn stehen lassen, habe ich noch eines ausgewählt. In einem Interview im September 2017 berichtet die von mir sehr geschätzte Umwelthistorikerin Verena Winiwarter über die Wechselwirkung zwischen idyllischen Ansichtskarten und der Realität des Tourismus – und macht sich Gedanken über die Frage „wie ein Ort zu seinen Sehenswürdigkeiten kommt“:

„Jemand behauptet, dass ein Ort sehenswert sei – Menschen, die das aus ihrem eigenen Erleben heraus so empfinden. Es ist eine Differenzfrage: Wir stellen Sehenswürdigkeiten her, indem wir sagen, dieser Ausschnitt der Landschaft hat mehr gute Eigenschaften als ein anderer. Die Konstrukteure der alpinen Sehenswürdigkeiten finden wir schon unter den englischen Reisenden im 18. Jahrhundert. Sie fuhren hin, wo die Infrastruktur passte und wo es etwas Besonderes gab. Das Sehenswurdige ist immer das Einmalige. Ob man etwas als sehenswert empfindet oder nicht, ist eine kulturelle Präferenz, die sich mit der Zeit wandelt. Und dann gibt es Konstruktionsprozesse, zum Beispiel stellen ökonomische Tourismusunternehmer Sehenswürdigkeiten her. Sie behaupten Einmaligkeiten, um diese entsprechend zu vermarkten.“⁵

Die Sehenswürdigkeit eines Ortes ist also eine kontingente, eventuell auch eine interessierte, aber jedenfalls eine willkürliche Behauptung, ein Konstrukt, von Anfang an. Kontingent heißt: Es könnte auch ganz anders sein. Interessiert heißt: Ich will das so, weil ich zum Beispiel damit Geld verdienen kann. Willkürlich heißt: Jemand will das so, warum auch immer – und es ist keinesfalls so, dass da jemand oder viele von der „Sehenswürdigkeit“ überwältigt worden wären – so dass man von einer Sehenswürdigkeit sprechen kann.

Auf die Alpen übertragen heißt das: Glück gehabt – oder wenn man in bestimmte Orte kommt: Pech gehabt. Denn es gab da Kräfte, die wollten es so, dass die Alpen schön werden. Und dann sind sie dem Glück des Schönen nicht Herr geworden und haben es ins Gegenteil verwandelt. Denn es hätte auch ganz anders kommen können, wenn die Franzosen nicht die Erinnerung an die Pyramiden und die Engländer nicht ihren Sportsgeist in die Alpen gebracht hätten...

Diese konstruktivistische Sichtweise einer exogen getriggerten, irgendwie defizienten Sichtweise der Menschen auf die Berge reicht von den Geographen über die Museologen bis zu den Umwelthistorikern, auch die Philosophen sind dabei.

Die Folge ist, dass die Semantik für die Schönheit und Erhabenheit der Berge austrocknet. Man überlässt Sie den Machern der Idylle und haut dann mit der Kitschkeule drauf. Die Deutung dessen, was den „Stachel des Vertikalen“ ausmacht, wird damit in eine große Verunsicherung gestürzt. Schließlich lässt sich die Erfahrung von Helga Peskoller nicht so einfach wegdekretieren: Die Berge erstaunen – und das darf nicht sein!

Man entgeht dieser Verunsicherung, indem man den „Intensivraum Berg“ in den „Erholungsraum“ umdefiniert. Denn unsere Arbeitsgesellschaft hat die Lebenszeit in zwei Teile zerstückelt: Die



Abb. 1: Cheops-Pyramide, 139 m. © Pixabay



Abb. 2: Matterhorn Nordwand, ca. 1200 m. © Kerstin Finger

⁴ Friedl 2011, 43.

⁵ <http://www.cipra.org/de/news/wir-muessen-uns-der-bildproduktion-selber-annehmen> 14.11.2017

Arbeitszeit und die Freizeit. Auf den Berg geht man in der Freizeit. Aus der Sicht der Arbeitsgesellschaft ist die Freizeit zur Erholung da – was liegt da näher als der Kurzschluss von der Zeit zum Raum: Der Freizeit-Berg ist ein Erholungsraum. Das Bergwerk ist also dem Berg näher als das Kunstmuseum, in das man ja bekanntlich nicht zur Erholung geht. Deshalb heißt der Alpenraum im Bayerischen Alpenplan auch „Erholungsraum Alpen“. Der Begriff der Erholung wird zum Joker jeder Bewertung der Alpen, die mit Ästhetik und Faszination zu tun hat – aber nicht so genannt wird oder nicht genannt werden darf – man könnte sich ja vor der Wissenschaft blamieren. So steht in Wikipedia unter dem Stichwort „Alpen“:

„Der Alpenraum bildet den Lebensraum von 13 Millionen Menschen und genießt europäische Bedeutung als Erholungsraum.“

„Die Belle Epoque erschließt die Alpen als Erholungsraum auch für die gehobenen Schichten des Landes ... Die Nachkriegsjahrzehnte machen die Alpen zum Ziel einer urbanen Gesellschaft, erst als Erholungsraum der Strapazen einer wirtschaftlichen Zerrüttung, dann als Freizeitkulisse, als Statussymbol gehobenen Lebensstandards.“

Also, ob reich und schön oder arm und vom Krieg zerrüttet oder vom Streben nach dem Statussymbol korrumpiert: Der Mensch braucht Freizeit und Erholung. Er findet sie in den Alpen. Das ist so eine Art „Reset-taste“, die ihn immer wieder auf „Los“ setzt im Hamsterrad der Lebens- oder auch des Luxus. Der Mensch, die soziale Säule des Nachhaltigkeitskonzeptes, ist eine graue Arbeits- und Erholungsmaus!

Und deshalb fährt er gern ins Gebirge – und geht dann zur Erholung zum Beispiel die Totenkirchl-Westwand im Wilden Kaiser, siehe Abbildung 3. Wenn dem so wäre, dann stünde das Geschäftsmodell der Bergsteigerdörfer auf wackeligen Beinen. Die Singularität (Besonderheit, Eigentümlichkeit, Originalität) der Alpen in der Mitte des hochzivilisierten Europa wäre eine Illusion. Erholen kann man sich überall, dazu braucht man keine Berge, sondern Arbeitszeit und Freizeit, in dieser Reihenfolge.

Die Wahl der Engländer hätte auch auf die Gäuböden in Niederbayern fallen können. Und wenn es in Ägypten keine Pyramiden gegeben hätte, dann wären die Alpen heute menschenleer. Denn landwirtschaftlich sind sie im EU-Vergleich eine extreme Ungunstlage. Außer Transalpinnen und ein paar Erzgruben keine Funktion.

Also nochmals: Glück gehabt, Pech gehabt! Und deshalb noch immer im Fokus der Aufmerksamkeit, siehe Abbildung 4.

Der Soziologe Andreas Reckwitz sieht in dieser „Wegrationalisierung“ des Schönen, des Besonderen, des Einzigartigen (also der Singularitäten) eine „*Déformation professionnelle*“ einer einseitig gedeuteten Moderne. In seinem Buch *Die Gesellschaft der Singularitäten* beschreibt er eine Zeit- und Rangfolge: Die industrielle Moderne ab dem Ende des 18. Jahrhunderts brachte mit der „Logik des Allgemeinen“ in den Naturwissenschaften und der Gesetzgebung zugleich eine systematische Affektreduktion mit sich,

„kurzum: sich auf eine Wissenschaft von der sozialen Logik des Allgemeinen festzulegen. Es ist gewiss kein Zufall, dass die Soziologie zu Zeiten der industriellen Moderne entstand und zu großen Teilen noch immer



Abb. 3: Aus der Sicht der Erholung eine „unverständliche Leidenschaft“: Hermann Huber, ehemaliger Geschäftsführer von Salewa, in der Totenkirchl-Westwand, Nasenquergang, Wilder Kaiser, Tirol, August 1965 © Hermann Huber.

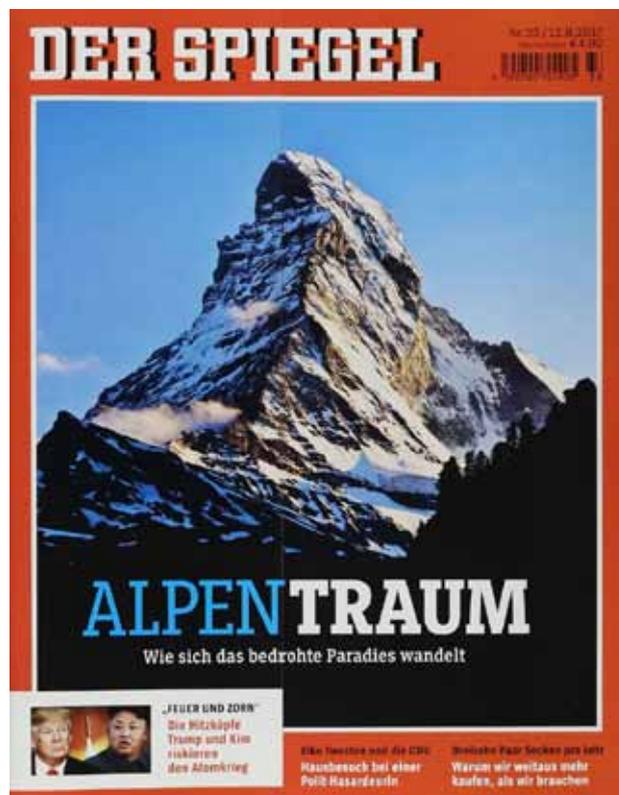


Abb. 4: SPIEGEL 2017#33 – die Alpen, das bedrohte Paradies

den zugehörigen Begriffsapparat mitschleppt. Sie scheint daher für eine Analytik von Singularisierungsprozessen bisher nicht gut gerüstet – eine problematische Schwäche, wenn es darum geht, eine spätmoderne Gesellschaft zu erfassen.“⁶

Die Moderne entfaltet aber nach Reckwitz von Anbeginn ihr „Anderes“, allerdings zu Beginn eher marginal: Die Romantik um 1800. Mit Singularisierung in der Romantik meint Reckwitz

„die Originalität der Kunstwerke und handwerklichen Dinge, die Vielfalt und Poesie der Natur, die Besonderheiten pittoresker Orte, die Feier des Augenblicks ... und natürlich: Das Subjekt in seiner emphatischen Individualität und Selbstentfaltung.“⁷

In der Spätmoderne, deren Beginn Reckwitz in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts sieht, dreht sich die Rangfolge um: Es entfaltet sich eine Kultur der Singularitäten, der Betonung des Besonderen und angestoßen von einem postmaterialistischen Wertewandel eine neue Mittelklasse, die um die Ideen der Selbstverwirklichung und Selbstentfaltung kreist. So bildet die Moderne zwei komplementäre Stränge aus. Reckwitz:

„Bei differenzierter Betrachtung wird deutlich: Standardisierung und Singularisierung, Rationalisierung und Kulturalisierung, Versachlichung und Affektintensivierung haben die Moderne in gewisser Weise von Anfang an geprägt: Zweifellos: Die Moderne ist darin modern, dass sie die Rationalisierung ins Extrem treibt und damit radikalisiert. Aber eben auch darin, dass sie die Singularitäten in extremer Weise entwickelt.“⁸

Die Ästhetisierung des Zugangs zu den Bergen seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist in dieser Deutung keineswegs eine kontingente Entwicklung, sondern eine sich entfaltende Moderne radikalisiert das vorgängige Potenzial der ästhetischen Erfahrung der Berge zur „Affektintensivierung“ – wir hören Helga Peskoller heraus: Eine „vielschichtige Eigenkomplexität“ der Berge ermöglicht die „Affordanz“, die „Angebotsstruktur“ an die Wahrnehmung, die sich zur Singularisierung, zur Intensivierung, zur Ausbildung des Besonderen eignet.⁹ Aus dieser Sicht sind die Berge „keine unverständliche Leidenschaft“, sondern die Alpen eignen sich in besonderer Weise für eine Ausdifferenzierung der Präferenzen der anderen Moderne. Die Alpenvereine wären dabei sozusagen die entschiedenen Geburtshelfer gewesen.

Ich werde jetzt ein paar Zeugnisse vorstellen, die das Bild vom Berg wieder zurechtrücken. Das ist mir wichtig. Denn das Projekt der Bergsteigerdörfer benötigt Vertrauen – Vertrauen in den Berg und den modernen Menschen, Vertrauen, dass sie dauerhaft zueinanderfinden. Und zwar nicht im Spektakel, sondern essentiell. Der Blick auf die letzten 200 Jahre reicht da nicht – das wäre tautologisch. Die Ausnahmestellung der Berge in diesem Zeitraum ist ja unbestritten – es geht um die Erklärung als ephemere, zufällig, abstrus oder die Berge als „Modellregion des Besonderen“,

als „Stachel des Vertikalen“ im Singularisierungspotenzial der Moderne. Die Beispiele dafür liefert unsere Kultur in ihrer Genese über einen langen Zeitraum – ein Ausflug in andere Kulturen ist nicht notwendig, auch wenn da viel Material zusammen käme. Ich beginne – nicht erschrecken – mit Moses am Berg Sinai: In Exodus 24 heißt es:

„Zu Mose sprach der Engel: Steig zum Herrn hinauf zusammen mit Aaron, Nadab, Abihu und mit siebzig von den Ältesten Israels; werft euch in einiger Entfernung nieder!

Mose allein soll sich dem Herrn nähern, die anderen dürfen nicht näher kommen und das Volk darf den Berg nicht mit ihm zusammen besteigen. ... Am nächsten Morgen stand er zeitig auf ... Mose, Aaron, Nadab, Abihu und die siebzig von den Ältesten Israels [stiegen] hinauf und sie sahen den Gott Israels.

Die Fläche unter seinen Füßen war wie mit Saphir ausgelegt und glänzte hell wie der Himmel selbst.

... Da erhob sich Mose mit seinem Diener Josua und stieg den Gottesberg hinauf ... und die Wolke bedeckte den Berg.

Die Herrlichkeit des Herrn ließ sich auf den Sinai herab und die Wolke bedeckte den Berg sechs Tage lang. Am siebten Tag rief der Herr mitten aus der Wolke Mose herbei.

Die Erscheinung der Herrlichkeit des Herrn auf dem Gipfel des Berges zeigte sich vor den Augen der Israeliten wie verzehrendes Feuer.

Mose ging mitten in die Wolke hinein und stieg auf den Berg hinauf. Vierzig Tage und vierzig Nächte blieb Mose auf dem Berg.“

Moses empfängt am Berg Sinai Gesetze von einem Gott mit einem paradoxen ersten Gebot (Exodus 20,4):

„Du sollst dir kein Gottesbild machen und keine Darstellung von irgendetwas am Himmel droben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde.“

Es liegt auf der Hand, dass der Empfang des Dekalogs am Berg Sinai von einem Gott, von dem man sich keine Vorstellung machen darf, einer besonderer Qualität bedarf – er muss auch ohne Bild überzeugend sein: Die Kraft der Gesetze wird an die Macht eines Gottes gebunden, der bilderlos bleibt.¹⁰ Dazu wird die Übergabe des Dekalogs an Moses und die Israeliten im Alten Testament in einem erhabenen Szenario geschildert – voller Verbote und Rätsel.

Der aufstrebende Berg, vor dem das Volk zurückweichen muss, die 73 Begleiter bis zur halben Strecke, der saphirglänzende Gipfel, der sich, wenn Moses oben ist, in Wolken hüllt und wie verzehrendes Feuer leuchtet – die „Unzugänglichkeit der Transzendenz“ Gottes wird erfahren in der glänzenden Gestalt und der Ferne des Berges.¹¹

So gelingt das Narrativ eines großartigen, geheimnisvollen Gottes, ohne von ihm ein Bild zu imaginieren. Es ist der Berg, der Berg Sinai, als Sinnbild der Unzugänglichkeit der Transzendenz Gottes. Die Fläche, die unter

6 Reckwitz 2017, 47.

7 Reckwitz 2017, 18f.

8 Reckwitz 2017, 19.

9 Reckwitz 2017, 63f.

10 Zur Frage der Bedeutung der Bilderlosigkeit in der Entstehung des Monotheismus siehe Hörner et al. 2005.

11 Der Philosoph und Theologe Henry Deku (1909-1993) schreibt in „Saphir oder Schnee“, dass das „Alte Testament die Unzugänglichkeit der Transzendenz im Sinnbild des Saphirsteines erscheinen lässt (z.B. Exodus 24).“ Deku 1975, 265 f.

seinen Füßen wie mit Saphir ausgelegt und hell glänzte wie der Himmel selbst, ergibt eine eigene Aura. Die Referenz des Berges, der dieses Narrativ trägt, könnte ein Berg Sinai mit einer Schneehaube gewesen sein. Schnee kommt am Sinai durchaus vor. Im Februar 2014 sind vier junge Ägypter bei einer Wandertour im Gebirge der Halbinsel Sinai in einen Schneesturm geraten und erfroren. Henry Deku verweist darauf, dass die Vermutung, dass der Saphir eigentlich Schnee war, schon im Mittelalter eine „heterodoxe Spekulation“ war:

„... schon im Mittelalter [entsann man sich] gern dessen, daß eine heterodoxe Spekulation unter dem göttlichen Thron ganz etwas anderes liegen ließ als unbeweglichen Saphir – nämlich materia prima in ihrer gestaltlichen und farblichen Indifferenz, etwas das aussieht wie Schnee.“¹²

Laut Henry Deku bezog man sich dabei auf die Deutung des Rabbi Eliezer aus dem 7. Jahrhundert nach Christi in den Pirke de Rabbi Eliezer (den „Aussprüchen des Rabbi Eliezer“).

Worum geht es mir in diesem Zusammenhang: Das biblische Narrativ der Übergabe des Dekalogs, die Akzeptanz der Gesetze und des Recht setzenden Gottes setzt voraus, dass die Israeliten den Berg auch tatsächlich sehen konnten. Aber auch alle, und das sind die mehreren, die niemals vor dem Berg Sinai gestanden sind, sondern nur diese Bibelstellen lesen, müssen diese Szenerie imaginieren können:

Das Narrativ gelingt deshalb stabil über die historischen Zeiten hinweg, da das Sehen des Berges und die Wucht seiner Erscheinung eine Universalie ist – variabel ist nur die Deutung, ob nun ästhetisch, narrativ-hermeneutisch, ethisch, gestalterisch oder ludisch (spielerisch)¹³ – hier eben als Ort der göttlichen Gesetzgebung. Der Berg war nie ein „Uding“!

Ein zweites Beispiel ist der Berg der Versuchung nach Matthäus, 4: Jesus fastete allein in der Wüste, da kommt der Teufel und will Jesus auf die Probe stellen. Jesus widersteht den drei Versuchungen des Teufels auf dem Berg der Versuchung:

„Wieder nahm ihn der Teufel mit sich und führte ihn auf einen sehr hohen Berg; er zeigte ihm alle Reiche der Welt mit ihrer Pracht und sagte zu ihm: Das alles will ich dir geben, wenn du dich vor mir niederwirfst und mich anbetest.“

Wie sollte jemand die Pracht der von oben betrachteten Welt verstehen, wenn er nicht den Blick dafür gehabt hätte? Die weltweite Kraft der Bibel rührt, siehe den Berg Sinai, von solchen Bildern her.

Von Immanuel Kant gibt es eine großartige Definition aus der Kritik der Urteilskraft, Kap. 39, dessen, was wir unter dem Erhabenen verstehen:

„Man kann des Erhabene so beschreiben: es ist ein Gegenstand (der Natur), dessen Vorstellung das Gemüt bestimmt, sich die Unerreichbarkeit der Natur als Darstellung von Ideen zu denken.“¹⁴

¹² Deku 1975.

¹³ Reckwitz 2017, 87.

¹⁴ Kant 1790, Hervorhebung I. Kant.

Beide Bibelstellen, die Übergabe des Dekalogs an Moses und die Versuchung Jesu durch den Teufel sind in wenigen Sätzen ein erhabenes Narrativ. Der ferne Berg Sinai mit seiner saphirglänzenden Haube disponiert zu der Idee, einen allmächtigen Gott zu denken – ob man nun an diesen Gott glaubt oder nicht, das steht hier nicht zur Debatte. Ebenso die Versuchung des Teufels mit dem Blick vom Berg auf die Pracht der Welt: Das ist die Darstellung der Idee der Macht, der Jesus widersteht. Beides setzt voraus, dass eine überwältigende Naturerfahrung den Menschen erfassen kann. Beide Male stehen ein Berg – und die Menschen – in Zentrum der Vorstellung. Das galt vor 2000 Jahren und gilt auch heute.

Eine Referenz aus der Neuzeit stammt vom Schweizer Arzt, Naturforscher und Altphilologen Conrad Gessner (1516-1565). Folgende Zusammenfassung der Beweggründe des Bergsteigens hat er bereits 1541 notiert:

„Ich habe mir vorgenommen, ... jährlich mehrere oder wenigsten einen Berg zu besteigen, wenn die Pflanzen in Blüte sind, teils um diese kennenzulernen, teils um den Körper auf eine ehrenwerte Weise zu üben und den Geist zu ergötzen. Denn welche Lust ist es, und, nicht wahr, welches Vergnügen für den ergriffenen Geist, die gewaltige Masse der Gebirge wie ein Schauspiel zu bewundern und das Haupt gleichsam in die Wolken zu erheben. Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß durch diese unbegreiflichen Höhen das Gemüt erschüttert und hingerissen wird... mit den Augen des Leibes und der Seele die Erscheinungen dieses irdischen Paradieses zu betrachten, unter welchen nicht die geringsten sind die hohen und steilen Firste und Berge, ihre unersteiglichen Wände, die mit ihren wilden Flanken zum Himmel aufstreben.“¹⁵

Ich will hier weder Bibelexegese betreiben noch eine Ästhetikvorlesung halten, es geht mir nur darum, den „Berg“ zurückzuholen in eine angemessene Semantik, die sich die Erfahrung des Berges bzw. des Gebirges wieder umfassend zu würdigen traut.

Folgende Momente laufen in der gegen alle Erfahrung gerichteten Deutung des Berges als kontingentes Konstrukt der Wahrnehmung zusammen:

1. Die aus einem kruden darwinistischen Bild des Menschen stammende Unsicherheit über sein ästhetisches Repertoire.
2. Dem naturwissenschaftlichen Zugang zur Natur ist die unbestimmte Begrifflichkeit des Ästhetischen suspekt.
3. Die Geografen versuchen, den alpinen Raum in objektivierenden Kategorien zu ordnen.
4. Die Verrechtlichung des Naturschutzes verlässt sich in der Taxonomie auf die naturwissenschaftliche Beschreibung.
5. Die Quelle des Ästhetischen ist die Folge einer Verlustenerfahrung mit der Moderne.

(1) bis (4) sind dem Rationalitätsparadigma der Moderne zuzuordnen, (5) ist der konservative Vorwurf an die Moderne, wie ihn z.B. Joachim Ritter in seinem berühmten Aufsatz „Landschaft“ ausführt und der bekannt geworden ist als „Kompensationstheorie“¹⁶.

¹⁵ Zitiert nach Grupp 2008, 33f.

¹⁶ Ritter 1974.

Mit diesen verschiedenen Momenten entstand das Syndrom einer banalisierenden Vorstellung von der Bergwelt, sobald sich der Tourist ihr nähert. Einem eindimensionalen Bild vom Touristen wird Vorschub geleistet: Die Touristen drängen nicht nur massenhaft, sondern als Masse in die Alpen, zur Erholung, zu einer oberflächlichen Wohlfühlharmonie (Wellness) oder, in die andere Richtung, zu einem Leistungsexzess (Extremsportler). In dieser Welt werden die Kulissen von pffiffigen Touristikern geschickt verschoben. Deren Zielvorgabe ist, dass die Masse gut kanalisiert in der Natur einmal mehr, einmal weniger Schaden anrichtet, aber ein gutes Einkommen generiert.

Aber der Tourist ist ein anderer, er ist primär ein Mensch mit eigener Biographie, eigenen Freuden, eigenem Ernst und eigenen Leidenschaften – er ist ein Mensch, der den emotionalen und affektiven Mehrwert der Moderne auch und gerade in den Bergen sucht. Gewiss, es gibt Konstellationen, da wird diese banale Beschreibung zur Wirklichkeit. Das wissen wir alle. Es erübrigt sich hier, die Orte dafür zu nennen.

Aber die Bergsteigerdörfer haben sich genau gegen eine solche Entwicklung aufgestellt – und deshalb mein Ausflug zu wichtigen Zeugnissen unserer Kultur, ein Bild des sichtbaren Berges zu rehabilitieren, der den Menschen affiziert und ästhetisch in seinen Bann schlägt – auch wenn die Deutung dieser ästhetischen Erfahrung kulturell variabel ist.

Dorf

„It’s the economy, stupid!“ Dieser berühmte Slogan von Bill Clinton gilt auch und gerade für die von den Hauptverkehrsadern abgelegenen Dörfer in den Zeiten einer rasanten Entwicklung der Produktivität, gerade in der Land- und Forstwirtschaft. Denn die Bewirtschaftung der endogenen Ressourcen benötigt immer weniger Arbeitskräfte. Eine Zeitlang konnte dieser Verlust an Arbeitsplätzen kompensiert werden durch die deutlich sinkende Geburtenrate auch in den bäuerlichen Familien und durch die

Verbesserung der Verkehrsanbindung an die regionalen Arbeitsplätze. Diese bessere Anbindung erlaubt aber auch die Auslagerung notwendiger Infrastrukturen und die Versorgung über kostengünstigere Märkte außerhalb des Tales, so dass wesentliche Funktionen, die ein Dorf zum Überleben benötigt, nicht mehr gesichert sind.

Anhand zweier Graphiken will ich die Grundstruktur einer ökonomischen Enklave samt ihrem Austausch mit der Außenwelt darstellen: Abbildung 5 ist der ökonomische und demographische Kreislauf, zum Beispiel eines Tales. Abbildung 6 zeigt auf, welche Infrastrukturen für ein funktionierendes Dorfmodell notwendig sind. Das Dorf ist der innere Schwachpunkt solcher Enklaven – zerfallen die Funktionen des Dorfes, dann fehlt das Gravitationszentrum zum Aufrechterhalten des ökonomischen Kreislaufes, wie er in der ersten Graphik dargestellt ist – und umgekehrt.

Beides bedingt sich gegenseitig.

Zur Erläuterung der Dynamik:

Wenn die lokale Arbeitsnachfrage wegen Produktivitätssteigerung in der Landwirtschaft fällt, kommt es zur Abwanderung, die lokale Güternachfrage sinkt, die Produktion geht zurück – eine Negativspirale.

Wenn es einen „Pendler-Arbeitsmarkt“ gibt, d.h. auch die entsprechende Verkehrsinfrastruktur, dann kann dieser Effekt auf die Bevölkerung zum Teil kompensiert werden. Wenn die Pendler aber außerhalb einkaufen, so hat das negative Effekte auf die notwendige Dorfstruktur (Graphik 2). Ich werde nicht alle Möglichkeiten durchspielen. Wichtig für die Bergsteigerdörfer sind die Felder „Externe Akteure“ und „Innovation“, die eine zusätzliche Nachfrage generieren.

„Bergsteigerdörfer“ können die externe Nachfrage steigern, wenn zusätzlich Touristen kommen und/oder lokale Produkte veredelt und erfolgreich vermarktet werden. Das stabilisiert den Arbeitsmarkt und stärkt den gesamten Kreislauf. Und es verlangt Kreativität und Anschlussfähigkeit an die moderne Welt.

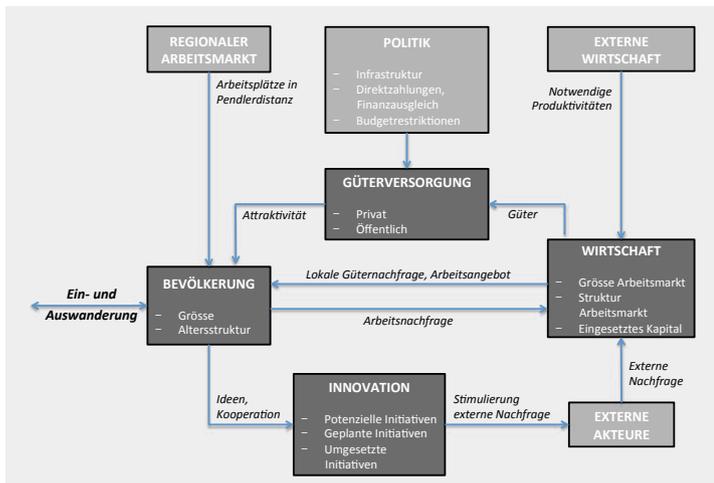


Abb. 5: Aggregierte Struktur des dynamischen Simulationsmodells. Die dunkelgrauen Felder sind die endogenen Faktoren, die hellgrauen kommen von extern dazu. Der endogene Grundkreislauf ist aufgespannt von den Feldern Bevölkerung, Wirtschaft und Güterversorgung. Aus: *Kopainsky, Rieder, 2005*



Abb. 6: Funktionen einer Dorfgemeinschaft. Aus: *Rieder, 1998, S. 159-152*

Die Funktionen einer Dorfgemeinschaft:

1. Der Kern sind landwirtschaftliche Betriebe, organisiert in
2. Betriebsgemeinschaften etc.
3. Der dritte Rahmen ist die dörfliche Infrastruktur, um das Geschehen aufrecht zu erhalten (was da fehlt, ist der Dorfladen!)
4. Das Ganze ist eingebunden in einen regionalen Rahmen, der verkehrstechnisch angemessen erreichbar sein muss, auch mit dem ÖPNV

Wenn die Anzahl der Dorfbewohner eine gewisse Zahl unterschreitet, können sich bestimmte Einrichtungen nicht mehr halten, z.B. der Dorfladen oder das Gasthaus. Peter Rieder, von dem diese Skizze stammt, gibt als Mindestzahl ca. 500 Mitglieder der Kommune an.

Man kann die Situation jetzt variieren, indem man zum landwirtschaftlichen Kern touristische Einrichtungen hinzunimmt. Diese haben andere Effekte, die man konkret mit bedenken muss. Es ist offensichtlich, dass Hotel-Resorts, die gegenüber dem Dorf oder dem Tal autark sind und sich extern versorgen, keinen wesentlichen Beitrag liefern.

Diese beiden Graphiken, die sich zum Teil ergänzen, zum Teil überschneiden, bieten keine besonders neuen Erkenntnisse. Aber sie strukturieren die Ökonomie und die Demographie einer Enklave, wie es sie fast idealtypisch in Alpentälern noch gibt, ich denke da zum Beispiel an Innervillgraten in Osttirol oder das Safiental in der Schweiz. Aber auch andere Gemeinden können sich hier strukturell wiederfinden.

Für Bergsteigerdörfer lässt sich daraus das Ziel ableiten, dass die in Abbildung 6 aufgezeigte Struktur Bestand haben muss – das Dorf mit seinen Funktionen muss erhalten bleiben.

Abbildung 5 zeigt, dass man sich einen Gedanken machen muss über die externe Nachfrage. Hier verbinden sich die endogenen Potenziale mit der Welt – mit der Moderne, wie sie oben skizziert worden ist. Das muss nicht unbedingt der Tourismus sein, es kann auch eine Produktveredelung heimischer Ressourcen geschehen wie etwa die „Naturkäserei Tegernseer Land“ in der Gemeinde Kreuth/ Oberbayern oder die Schafwollveredelung der „Villgrater Natur“ in Innervillgraten/ Osttirol.

Die ökonomische Verbindung ist eine Marktbeziehung. Aus der Perspektive der Bergsteigerdörfer ist das Medium im Wesentlichen der Berg. Auf diesen konzentriert sich die Aufmerksamkeit, zu ihm benötigt es Information, mit ihm werden Einkommen generiert. Hier sind der Ideenreichtum und die Kompetenz der Bergsteigerdörfer angesiedelt – sie müssen weit über die Dörfer hinausreichen und ausstrahlen bis in die Städte und die Herzen und Hirne der modernen Menschen.

Diese Beziehung ist eine prekäre. Es bestehen die Gefahren der Kolonialisierung, der Prostitution oder der Separierung. Wenn sie nicht gelingt, geht die Welt nicht unter, aber das Dorf bekommt Existenzprobleme. Strukturell ist sie ein Abhängigkeitsverhältnis. Auf Augenhöhe kann sie nur gelingen, wenn man auch selber modern ist. Und es bedarf einer großen Vorsicht, um der von Hans Magnus Enzensberger formulierten Falle des Tourismus zu entgehen: „Der Tourismus zerstört, was er sucht, indem er es findet.“

Leben

Ich wähle dazu drei aktuelle Publikationen, da sie aus meiner Sicht die aktuelle Lage der modernen Welt gut erhellen, wenn auch unter unterschiedlichen, aber durchaus sich ergänzenden Aspekten:

- Andreas Reckwitz (2017): Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne.
- Tristan Garcia (2017): Das intensive Leben. Eine moderne Obsession.
- Philipp Blom (2017): Was auf dem Spiel steht.

Die ersten zwei beleuchten eine Motivstruktur, die sich in den letzten Jahrzehnten in den modernen Gesellschaften herausgebildet hat und die zusehends bestimmend wird. Reckwitz nennt diese Epoche die „Spätmoderne“. Die Menschen leben darin im Modus der Affektintensivierung.

Garcia nennt dies das „intensive Leben“ mit der Neigung obsessiv zu werden. Das intensive Leben als moderne Obsession stößt aber an immanente Grenzen – und sucht nach einem Ausweg!

Blom beleuchtet, wie diese „Spätmoderne“ nicht nur an immanente Grenzen stößt, sondern immer mehr auch an objektive, also natürliche Grenzen. Prominentestes Beispiel: Klimawandel. Dieses – man kann sagen: Menetekel – wird die Motivstruktur einer Gesellschaft der Singularitäten und Obsessionen in eine spezifische Richtung modifizieren. Die Schaumregulierung der Obsessionen des intensiven Lebens und die Bremsversuche einer spätmodernen Gesellschaft, im Klimawandel nicht unterzugehen, könnten stilbildend werden in einer Art, für die die Alpen der komplementäre Raum sind. Vor dieser Entwicklung müssen sich die Bergsteigerdörfer nicht verstecken – im Gegenteil, man kann sagen, dass das Konzept der Bergsteigerdörfer diese Entwicklung schon antizipiert hat.

In die von Reckwitz geschilderte Gesellschaft der Singularitäten habe ich oben schon eingeführt. Er beschreibt darin den Weg von der industriellen Moderne, die bestimmt war von der Logik des Allgemeinen und dem Paradigma der Rationalisierung hin zur Entfaltung dessen, was in der alten Industriegesellschaft von Marginalisierung bedroht war: Kultur, Technik und Industriekapitalismus haben sich gewandelt zum Kulturkapitalismus und zur Kulturmaschine:

„Zentrales Merkmal der Gesellschaft der Singularitäten [ist die] extreme Relevanz der Affekte. Die industrielle Moderne mit ihrer Logik des Allgemeinen und ihrem Zug zur Rationalisierung brachte eine systematische Affektreduktion mit sich. Wenn jedoch Menschen, Dinge, Ereignisse, Orte und Kollektive singularisiert werden, dann wirken sie anziehend (oder auch abstoßend). Ja, nur wenn sie affizieren, gelten sie als singulär. Die Gesellschaft der Spätmoderne ist in einer Weise eine Affektgesellschaft, wie es die klassische Moderne nie hätte sein können.“¹⁷

Den Lebensstil, der sich damit herausbildet, schildert Reckwitz anschaulich in einem Artikel der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung. Ich gebe die Passage hier in konzentrierter Form wieder:

¹⁷ Reckwitz 2017, 17.

„Die neue Mittelklasse lebt konzentriert in den urbanen Zentren, sie ist in der Wissensökonomie und creative economy beschäftigt. Was diese Gruppe zusammenhält, ist die Kultur ihres Lebensstils. Sie will sich nicht mit dem bloßen Lebensstandard zufriedengeben, sie strebt „Lebensqualität“ an. Das „gute Leben“ ist damit zu einer Leitformel geworden, es soll Qualität haben, es soll nach Möglichkeit in allen seinen Bestandteilen wertvoll sein. Wertvoll aber ist in der Regel das authentisch Erscheinende und Besondere, das Singuläre, das das reizlos Durchschnittliche hinter sich lässt. Früher als trivial geltende Bereiche wie Ernährung und Körper werden zu zentralen Betätigungsfeldern: gesundes Essen und aufwendiges Kochen, der Körper als Ort vielfältiger Bewegungskulturen zwischen Tai-Chi, Paragliding und Tango sind für den Lebensstil ebenso typisch wie die Bedeutung, die dem Reisen – möglichst aktiv und „jenseits der Touristenpfade“ – beigemessen wird. Es handelt sich um ein ausgesprochen mobiles Milieu.

Es ist durch einen kulturellen Kosmopolitismus geprägt, der sich einer Vielfalt lokaler und globaler Kulturen bedient. „Postmaterialistische“ Politik, etwa wenn es um Ökologie oder Gleichberechtigung geht, wird kombiniert mit einem kulturellen und ökonomischen Globalismus. Vom Leben erwartet man authentische Momente und vielfältige Horizonsweiterung. Zugleich gibt es einen Prestige- und Erfolgswert des Besonderen, des Singulären, der sich in den Fotos der Reisen durch Myanmar oder Albanien auf Instagram oder Facebook zeigt. In ihrem Lebensstil betreibt die neue Mittelklasse so eine konsequente Singularisierung, sie lässt sich von den Werten der Einzigartigkeit und Besonderheit, des Authentischen und Außergewöhnlichen leiten. Das bloß Durchschnittliche, wie es die nivellierte Mittelstandsgesellschaft verkörpert, erscheint ebenso konformistisch wie borniert und reizlos.“¹⁸

Diese Gesellschaft ist eine expressive Gesellschaft – sie macht aus ihrer Existenz keine Geheimnis – und so ist es kein Wunder, wenn die Werbung das ökonomische Potenzial dieses Lebensstil entdeckt, mobilisiert und der Lebensstil damit in Resonanz gerät: Das Leben muss sogar so intensiv werden, dass es nicht bei sich bleiben kann, sondern sich in einem fort ändern muss. Dafür ist der Globus mit lebensverändernden Kraftorten überzogen, die nun life-changing-places heißen, siehe die Werbung der Lufthansa in Abbildung 7.

Tristan Garcia spitzt die Beschreibung der Spätmoderne als Gesellschaft der Singularisierung, der Affektintensivierung, noch zu. Reckwitz:

„Die Subjekte lechzen danach, affiziert zu werden und andere affizieren zu können, um selbst als attraktiv und authentisch zu gelten.“¹⁹

Garcia steigert in der Diagnose das intensive Leben zur Obsession: Die Maxime unserer Zeit heißt: Maximiere die Intensität deines Lebens in allen seinen Facetten! Vor der Folie von Reckwitz' Darstellung der Spätmoderne und mit den Erfahrungen, denen niemand mehr auskommt, ist das durchaus einleuchtend. Garcia spürt das moralische Lebensprinzip der modernen Gesellschaften auf, er macht für die Moderne den Imperativ der Intensität geltend: Lebe so, dass du das Leben in dir spürst! Lebe intensiv!

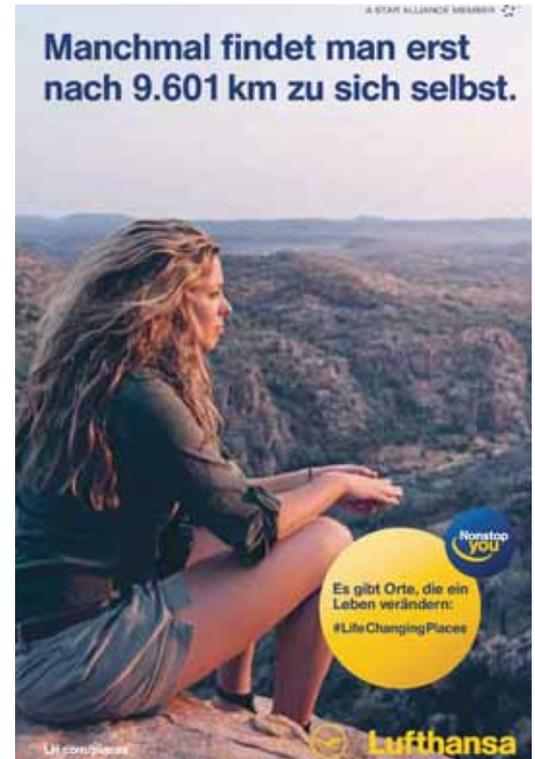


Abb. 7: 9601 km: Die Life Changing Places der Lufthansa – im November 2017 auf allen Kanälen



Abb. 8: SZ-Magazin 2017#38. Cover und 11 Seiten Werbung bis zum Inhaltsverzeichnis

¹⁸ Reckwitz fas 22.10.2017.

¹⁹ Reckwitz 2017, 17

„Die moderne Gesellschaft verspricht den Einzelnen nicht mehr ein anderes Leben oder ein seliges Jenseits, sondern lediglich das, was wir schon sind – mehr und besser. Was uns als erstrebenswertes Gut angeboten wird, ist eine Steigerung unserer Körper, eine Intensivierung unserer Freuden, unserer Liebesgefühle und Emotionen...“²⁰

Doch Garcia weiß auch um die Grenzen dieser Maxime. Sobald das Prinzip der Steigerung der Intensität zum allgemeinen Lebenszweck wird, beginnt es sich selbst zu verzehren:

„Wir alle, wie auch immer wir sind, fühlen deutlich, dass die verallgemeinerte Intensität, sobald sie in den Rang des Lebensgrundsatzes erhoben wird, keine andere Aussicht als unsere unvermeidliche, beinahe mechanische Erschöpfung bietet.“²¹

Als Beispiel einer sich überschlagenden Intensivierung sei das Magazin der Süddeutschen Zeitung „Wendepunkte“ zitiert, so wie es sich in der Nr. 38 vom 22. September 2017 präsentiert: Vom Cover weg hat es erst mal elf volle Seiten Werbung, bevor es überhaupt zum Inhaltsverzeichnis kommt. Inklusive Titelbild sind das zwölf Vorschläge, sein Leben zu intensivieren, bevor man überhaupt zum Nachdenken kommt (Abbildung 8).

Man könnte von einer Art Fresssucht der Intensität sprechen, die sich im Zustand der intensiven Adipositas zu lähmen beginnt. Und damit öffnet sich in der These von Garcia die Moderne der Sehnsucht nach alten Mus-tern des „Heils und der Weisheit“ als „mögliche Ausgänge des Zirkus, des großen Karussells der variablen Intensitäten“ – und damit die Möglichkeit des Rückfalls in vormoderne Zeiten – wie wir sie als Kritik an einer ästhetischen Perzeption der Bergwelt, an der „Intensivierung des Lebens“ (Peskoller) durch die Berge zu Beginn des Vortrags schon gehört haben. Garcia konstatiert ein Dilemma – und schlägt einen Mittelweg vor – bezeichnender Weise in der Sprache der Bergsteiger:

„Man muss sich eine Kammlinie in den Bergen vorstellen, sich auf dieser Linie bewegen und versuchen, weder auf der einen noch auf der anderen Seite ins ethische Vakuum zu stürzen. ... Die Kraft eines Lebens ist etwas sehr Heikles. Um sich so lange wie möglich lebendig zu fühlen, muss man sich auf den Kammlinien der Ideen und Empfindungen halten und erreichen, dem Taumel der Lebensbejahung nicht nachzugeben und auch nicht in den Abgrund der Lebensverneinung zu stürzen.“²²

Philipp Blom, der Dritte im Bunde in der Analyse des Status quo, liest sozusagen auf der Rückseite der Leinwand, auf die Andreas Reckwitz seine Affektsteigerung und Tristan Garcia sein Dilemma des intensiven Lebens projiziert haben, die eigentlichen Bewegungskräfte der modernen Welt ab. Seine Diagnose: Die Möglichkeiten der Moderne zur Gestaltung eines autonomen Lebens (das sich zur Obsession der Intensität steigert) werden von entfesselten Marktkräften in den Dienst genommen. Die Optionen der Aufklärung werden damit leichtfertig verspielt:



Abb. 9: Der Stand der CO2-Uhr des MCC am 16.1.2018 um 22.00 Uhr



Abb. 10: Obsessionen der intensiven Lebens: Ankündigung eines MTB-Wettbewerbs der – eigentlich verschlafenen – Gemeinde Tremosine, 600 Höhenmeter oberhalb des Gardasees. Mai 2016 © Rudi Erlacher



Abb. 11: Obsessionen des Überlebens: Ankündigung des Untergangs der Menschheit

20 Garcia 2017, 13.

21 Zitiert aus: Pornschlegel faz 16.4.2017.

22 Garcia 2017, 202.

„So wird aus der Rationalität der Aufklärung die Rationalisierung des Marktes, so wird die Freiheit des Menschen zu consumer choice, so wird der Universalismus der Menschenrechte zum globalen Freihandel.“²³

Indem die Integration der Gesellschaft den Marktmechanismen weitgehend überlassen wird, werden deren Imperative dominant. Wir verlieren das größte Versprechen der Moderne, eine autonome Gesellschaft zu gestalten, an anonyme Marktprozesse, die nur eines kennen: Die Beschleunigung – korrespondierend mit der Intensität des Lebens als Obsession. Immer weiteres Wachstums ist notwendig, um den selbstgemachten sozialen und ökologischen Problemen mit der Lösung immer einen Schritt voraus zu sein – mit dem Ergebnis, dass das Fundament, der Globus selbst, mit dem Verschwinden der Biodiversität, mit dem Aufheizen der Atmosphäre und des Meeres und dessen Versauerung seine Tragfähigkeit verliert. Philipp Blom stellt daher die Frage und gibt die Antwort:

„Was steht auf dem Spiel? Alles steht auf dem Spiel!“

Gibt es daran Zweifel?

Viele Dokumente zeigen uns die Nähe zum Abgrund. Sei es das schwindende Eis der Arktis, das Tauen der alpinen Gletscher und des Permafrostes, wodurch die Fundamente von bekannten alpinen Stützpunkten wie des Hochwildehauses in den Ötztaler Alpen zu wandern beginnen, oder die Serie der Hurrikans mit ungeheuerlichen Windgeschwindigkeiten, die heuer über die Karibik gezogen sind. Oder die Meldung, dass von 1989 bis 2016 die Biomasse der Insekten um durchschnittlich 76% abgenommen hat²⁴ – was passiert da gerade, das wir nicht verstehen? In Abbildung 9 zeige ich den Screenshot der Website der „CO₂-Uhr des Mercator Research Institute on Global Commons and Climate Change (MCC)²⁵, aufgenommen am 16.01.2018.

Sie gibt die Monate und Tage, die uns bleiben, bis der CO₂-Eintrag in der Atmosphäre auf gegebenem Niveau das 1,5-Grad-Limit gerissen haben wird. Es wird Anfang September 2018 sein – in den Klimaverhandlungen von Paris im Jahr 2015 war das 1,5°-Limit der Hoffnungsschimmer, doch noch mit einem blauen Auge davon zu kommen. Das 2°-Limit wird so um 2035 übersprungen sein. Diese Uhr mahnt so eindringlich wie nur wenige Darstellungen unerbittlich ein Aufwachen an, aus der Umnachtung, in der sich die Weltgesellschaft trotz jährlich stattfindender UN-Klimakonferenzen im Drogenrausch der fossilen Energien immer noch befindet.

In den nächsten Jahren wird das Bewusstsein, dass wir auf dem Globus ein existentielles Problem haben bzw. bekommen, dramatisch zunehmen. Eine Selbstfindungsreise, zu der eine junge Frau 9601 km fliegen soll (Abb. 7), wird dann nur noch obszön sein – würde sie doch zu einem weniger schönen life changing beitragen, das sie selbst noch erleben muss.

Das Verdikt kündigt sich jetzt schon an wie in einem Kommentar der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung:

„... das stete Reisen ohne zwingenden Anlass ist unökologisch und vulgär. Fliegen sollte teurer werden. Nachgerade verdienstkreuzwürdig wäre es, der Vielreisemeute und ihren Krämerseelenverwandten, den Demagogen der Billigfliegerei, das Schnäppchenjagdfeber auszutreiben...“²⁶

Die Obsession des intensiven Lebens (Abbildung 10) und die Obsession des Überlebens (Abbildung 11) werden den spätmodernen Lebensstil in die Zange nehmen – und einen neuen, vorsichtigeren Lebensstil kreieren (müssen).

Das Verhalten der Menschen wird sich ändern. Sie werden sich der Berge als nahem Raum des Guten Lebens erinnern – des Guten und Intensiven Lebens im Sinne von Andreas Reckwitz, Tristan Garcia und Helga Peskoller oder auch einer positiven Resonanz, wie sie Hartmut Rosa formuliert:

„... die Natur wird in der Kultur der Moderne als die zentrale Resonanzsphäre des Menschen konzipiert. In ihr begegnen die Subjekte einer Entität, welche die für Resonanz konstitutive Bedingung des tendenziell Unverfügbaren, Widerständigen, Eigensinnigen, aber eben auch des Antwortenden erfüllt. Paradigmatisch erfahren moderne Subjekte die Antwortbeziehung mit der Natur beispielsweise im Hochgebirge, etwa auf einem Berggipfel oder überall dort, wo ein Berg, der sich in Nebel verhüllen, mit Steinschlag und Lawinen, Schneestürmen oder gleißendem Sonnenlicht >antworten< kann, als lebendiges Gegenüber wahrgenommen wird; aber ebenso auch am Ufer des Ozeans, wo die heranrollenden Wellen des Meeres wie das Atmen der Welt erscheinen können.“²⁷

Auch die Einheimischen in den Bergsteigerdörfern leben zwischen den Exzessen der Intensität, den Warnungen des Überlebens und der Fluchtmöglichkeit in vormoderne Lebensformen und Lebensdeutungen, zwischen der Teilhabe an einem Wirtschaftssystem, das die Steigerung predigt und die Ressourcen absägt und der Anstrengung, die Autonomie für ein nachhaltiges Leben zurückzugewinnen. Wie die (potentiellen) Gäste basteln sie ein durchaus modernes Patchwork von Lebensformen und Identitäten. Und das ist gut so und es ist noch besser, wenn sie sich im Austausch befruchten. Wenn sie um die Obsessionen der Spätmoderne wissen – und diese auch genießen und erleiden können.

Nach dieser Tour d’Horizon durch die Manien des spätmodernen Leben und der Aufgabe, einen „Goldenen Schnitt“ daraus zu retten, wünscht man sich, dass nicht nur die urbanen Gäste ins Dorf kommen, sondern die Dorfbewohner auch in die Städte. Die mediale Transfusion reicht nicht hin – Lebenswelten konstituieren sich, indem man sie lebt, indem beides zur Heimat wird, die Stadt und das Dorf, das Tal. In der Stadt heißen die Berge übrigens Museen und Konzertsäle – und sie dienen keineswegs zur Erholung, sondern zur Bereicherung. Man geht durch diese Räume so langsam wie man in einer schweren Seillänge emporklettert.

²³ Blom 2017, 135.

²⁴ Schmitt DIE ZEIT 2017#44.

²⁵ <https://www.mcc-berlin.net/forschung/co2-budget.html> 16.1.2018.

²⁶ Martens fas 12.11.2017

²⁷ Rosa 2016, 457.

Berg – Dorf – Leben: Der Berg als besonderer Ort der Intensivierung des Lebens (Helga Peskoller) bietet genau jene Kammlinie zwischen dem Taumel der Affektsteigerung (Andreas Reckwitz), der Obsession mit dem Schatten der Lebensverneinung einerseits (Tristan Garcia) und dem Überleben als *conditio sine qua non* andererseits (Philipp Blom). Das Ergebnis ist eine unwiderstehliche, eine vorausschauende und auch nachdenkliche Erfahrung des Lebens und der Natur – die ohne Heller und Cent zu haben ist – am Berg.

Im Dorf kommt der Bergsteiger zur Ruhe und findet dort nun tatsächlich seine Erholung von seinem abenteuerlichen Leben. Zu seinem und dem Nutzen der Kommune (Birgit Kopainsky & Peter Rieder). Und zwar ökonomisch wie kulturell.

Der Modus der Bewegung am Berg ist *by fair means*. Es gibt kein besseres Beispiel für Nachhaltigkeit und Suffizienz (Bewegung aus eigener Kraft). Der Berg wird, wenn man vernünftig mit ihm umgeht, wie das Gehirn bei seinem Gebrauch nicht weniger, sondern eher etwas mehr. Die – befriedigende – Lösung des Energiedilemmas der An- und Abreisen ist der Auftrag nicht nur an die Bergsteigerdörfer, sondern an die alpine Verkehrspolitik! Perfekt wird es nicht gehen.

Das wäre die Idee der Bergsteigerdörfer – ein Signal für einen anderen Tourismus in einer modernen Welt. Es gehört Mut dazu.



Rudi Erlacher, geboren 1949 in Kreuth am Tegernsee (Oberbayern), Diplom-Physiker, Bergsteiger, seit 2003 im Vorstand des Vereins zum Schutz der Bergwelt, seit 2015 im Präsidium des Deutschen Alpenvereins.

Literatur

Blom, Philipp (2017): *Was auf dem Spiel steht*. München.

Deku, Henry (Münchner Theologische Zeitschrift Bd. 26, Nr. 3 (1975) 238-267): *Saphir oder Schnee? Vom Sinn des Lebens*, München. <https://mthz.ub.lmu.de/index.php/MThZ/article/view/2561/2754> 11.10.2017.

Fliedl, Gottfried (2011): *Wie kommt der Berg ins Museum? Spielarten der Musealisierung*. In: *Alpenvereine, BERG* 2011, S. 38-53.

Garcia, Tristan (2017): *Das intensive Leben. Eine moderne Obsession*. Berlin.

Grupp, Peter (2008): *Faszination Berg. Die Geschichte des Alpinismus*. Köln, Weimar, Wien.

Hanzig-Bätzing, Evelyn; Bätzing, Werner (2005): *Entgrenzte Welten. Die Verdrängung des Menschen durch Globalisierung von Fortschritt und Freiheit*. Zürich.

Hörner, Volker et al. (Hg.) (2005): *Gott im Wort – Gott im Bild. Bilderlosigkeit als Bedingung des Monotheismus?* Göttingen.

Kant, Immanuel (1790): *Kritik der Urteilskraft*.

Kopainsky, Birgit; Rieder Peter (2005): *Dezentrale Besiedelung. Wer ersetzt die Landwirtschaft? Agrarforschung Schweiz* 12(7):294-299.

https://www.researchgate.net/publication/281281261_Dezentrale_Besiedelung_Wer_ersetzt_die_Landwirtschaft 14.1.2018.

Martens, Michael (Frankfurter Allg. Sonntagszeitung fas 12.11.2017): *Klimakiller-Kommentar – Macht Flüge teurer!*

Peskoller, Helga (1997): *BergDenken. Eine Kulturgeschichte der Höhe*. Wien.

Pornschlegel, Clemens (Frankfurter Allg. Zeitung faz 16.4.2017): *Spüre dich selbst! Ist „Das intensive Leben“, das neue Buch von Tristan Garcia, eine Befreiung des Denkens – oder nur eine Anleitung zur Optimierung des Selbst?*

Reckwitz, Andreas (2017): *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin.

Reckwitz, Andreas (Frankfurter Allg. Sonntagszeitung fas 22.10.2017): *Die alte und die neue Mittelschicht. Man spricht wieder von Klassen: Das Erstarken der Rechten ist nur ein Indikator eines umfassenden kulturellen und sozialen Umbruchs*.

Rieder, Peter (1998): *Berglandwirtschaft*, in Hamberger et al. (1998): *Schöne neue Alpen. Eine Ortsbesichtigung*. München, S. 159-152.

Ritter, Joachim (1974): *Landschaft*. In: Ritter, Joachim (1974, 141-163): *Subjektivität. Sechs Aufsätze*. Frankfurt/M.

Rosa, Hartmut (2016): *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehungen*. Berlin.

Schmitt, Stefan (DIE ZEIT 2017#44): *Lebt wohl. Bisher gab es keine Volkszählung für Insekten, nur Einzelbefunde. Die waren schon düster. Jetzt aber weiß man mehr. Und alles spricht über Krefeld*.

SPIEGEL 2017#33.

Süddeutsche Zeitung Magazin 2017#38.



Diskussionsforum Nachmittag

Peter Rumpold, ÖAW: Meine Frage an Frau Tostmann: Welche Schwerpunkte setzt ihr Unternehmen in Bezug auf ihre Trachten und Dirndl? Gibt es regionale Schwerpunkte und beziehen sie sich diese speziell auf den österreichischen Alpenraum? Gibt es vielleicht Beziehungen zu den Regionen, in denen Bergsteigerdörfer existieren? Was ist der Fokus, und was produzieren sie konkret?

Gexi Tostmann, Unternehmerin:

Ich bin zwar schon 16 Jahre nicht mehr in der Firma. Aber im Großen und Ganzen hat meine Tochter meine Philosophie übernommen. Ich bin da sehr zweigeteilt, weil es in der Branche auch sehr strenge Trachtenpfleger gibt, die glauben, es gäbe für jede Region eine eigene Tracht.

Ich habe mich sehr intensiv mit Trachten und Trachtengeschichte befasst und muss daher immer aufklären und sagen, das gibt es nicht. Tracht ist für mich eine Stilfrage. Mir ist es das Wichtigste, dass ein gewisser Stil gepflegt wird, der auch unter ökologischen und handwerklichen Gesichtspunkten vertretbar ist. Ich bin gegen die Billigprodukte, die aus dem fernen Osten kommen, und gegen diese Wegwerfprodukte. Das wirklich sinnvolle am Trachtenstil ist ja, dass die Tracht eben kein kurzlebiges Wegwerfprodukt ist.

Und natürlich tragen wir mit der Tracht auch eine geschichtliche Belastung mit uns herum. Trachtenträger werden ja gerne pauschal dem rechten politischen Spektrum, ja sogar dem braunen Eck zugerechnet. Und deshalb ist für mich auch wichtig zu sagen, dass das nicht stimmt. Es gibt eben eine große Bandbreite – die Bewahrer, die Rechten, aber auch die Widerständler. Und alle wollen und können sich durch die Tracht ausdrücken und tun das auch.

Peter Rumpold: Wir haben heute ja öfter gehört, das es auf regionale Besonderheiten ankommt, sei es bei Marken oder bei Produkten. Und ich denke, dass es bei Trachten doch regionale Unterschiede geben wird?

Gexi Tostmann: Ja, die gibt es schon, aber nicht so, wie viele gerne glauben möchten. Es gibt die verbreitete Meinung, jeder Ort hätte eine eigene Tracht, also zum Beispiel eine Steinbacher Tracht oder eine Seewalchener Tracht. Alleine in Oberösterreich sind 760 Varianten als sogenannte „typische Ortstrachten“ dokumentiert. Nach meiner Ansicht ist das eine Fehlentwicklung und ich betrachte es als meine Aufgabe zu sagen, dass ist ein Klischee, ein Traum. Aber man darf ja auch Träume träumen und verwirklichen.

Peter Rumpold: Ich habe aber nicht nach lokalen, sondern nach regionalen Trachten gefragt.

Gexi Tostmann: Ja, regional ist das Salzkammergut, trotzdem bestehen aber auch große Ähnlichkeiten zu Niederösterreich, je nachdem. Ich würde sogar soweit gehen und in dieser Hinsicht Mitteleuropa als Region ansehen.

Sehr wichtig ist für mich auch, dass mit Trachten keine künstlichen Grenzen aufbaut werden, sondern dass man das Verbindende sucht.

Wir arbeiten ja zum Beispiel mit muslimischen Jugendlichen. Und ich finde es faszinierend, wenn sich Leute aus anderen Ländern unsere Trachten anschauen, bestellen, kaufen oder ausborgen: Wie schön zum Beispiel unsere Dirndl mit Kopftüchern zusammenpassen. Wie gesagt: Tracht ist für mich ein wunderbarer Stil, der nicht ausschließlich auf bestimmte Regionen reduziert werden sollte.

Alois Resch, Partnerbetrieb Ramsau:

Frau Tostmann, sie sprechen immer von Dirndl und Trachten. Ich finde es furchtbar, was heute alles als Dirndl gilt. Aber was ist mit den Männern?

Gexi Tostmann: Mir gefällt an den Bayern, dass die Fußballer so zünftig am Münchner Rathausbalkon auftreten.

Alois Resch: Das hat mit Tracht nichts zu tun, was die Fußballer da machen! Bei uns im Berchtesgadener Land wird die Tracht noch getragen, am Sonntag, am Feiertag oder besonderen Anlässen.

Gexi Tostmann: Natürlich tragen die Fußballer keine Berchtesgadener Kirchentracht. Aber es ist ein „Gwandl“ für Sportler, die damit sagen wollen: Wir kommen aus Bayern, auch wenn wir eine andere Hautfarbe haben. Von der Politik wird gerne betont, dass sich Zuwanderer integrieren und unsere Kultur inhalieren müssen. Aber wenn sie unsere Trachten tragen, dann werden sie zumindest in den Boulevardmedien kritisiert.

Ich finde, dass die Bayern in ihrem Trachtenbewusstsein, das ja meistens auch vereinsmäßig kultiviert wird, zu konservativ sind. Eigentlich würden wir ein „Trachtenseminar“ brauchen.

Christine Pichler-Brix, Obfrau Via Campesina:

Ich bin Bäuerin, von der österreichischen Berg- und KleinbäuerInnenvereinigung. Ich habe leider heute Vormittag nicht kommen können, daher weiß ich nicht, ob schon über die Landwirtschaft

gesprachen wurde. Ich kenne ja die Bergsteigerdörfer eigentlich nur von den Taferln, die an manchen Häusern in Steinbach montiert sind. Es freut mich, dass in diesem Projekt wirklich hinter die Kulissen geschaut wird. Ich bin selbst auch leidenschaftliche Berggeherin. Aber erst jetzt wird mir bewusst, dass die bergbegeisterten Menschen mit uns Bäuerinnen und Bauern verbündet sind, als begeisterte Kämpfer für die kleinbäuerliche Landwirtschaft. Die Landschaft, die wir rund um uns sehen und so schätzen, ist ja von bäuerlichen Händen geschaffen worden. Wer von den hier Anwesenden ist eigentlich Bauer? Nicht sehr viele, wie ich sehe. Also durchaus repräsentativ, was unsere Stellung in der Gesellschaft betrifft, wir sind nicht mehr sehr viele. Aber wir sollten wirklich zusammen helfen, damit wir das erhalten, was wir haben. Das bedeutet viel Arbeit, weil in Österreich jedes Jahr drei- bis fünftausend Höfe aufgelassen werden. Nach meiner Ansicht muss sich unsere Politik davon abkehren, die heimische Landwirtschaft wettbewerbsfähig machen zu wollen. Das wird uns einfach nicht gelingen. Vielmehr muss eine gesunde, ökologische Landwirtschaft im Zentrum stehen, mit vielen Bäuerinnen und Bauern, welche die Landschaft so wunderbar pflegen, sodass dass wir weiterhin dieses wundervolle Landschaftsbild haben.

Was mich interessieren würde: Wie steht ihr zur kleinbäuerlichen Landwirtschaft, so wie sie in den Alpen derzeit noch da ist?

Roland Kals, Projektteam Bergsteigerdörfer:

Der Alpenverein bemüht sich schon seit geraumer Zeit um Kooperationen mit bäuerlichen Produzenten. Es ist ja heute bereits über die Initiative „So schmecken die Berge“ gesprochen worden, die genau darauf abzielt. Zum Beispiel dass sich die Schutzhüttenversorgung nach Möglichkeit auf regionale Ressourcen stützt: Nahrungsmittel und andere Güter aus der Region, möglichst von kleinbäuerlichen Strukturen produziert. Allerdings sehe ich, dass der Megatrend in eine Richtung läuft, die es fraglich erscheinen lässt, ob wir solche Ziele auch tatsächlich erreichen können. Diese Sorge ist heute Nachmittag schon mehrfach durchgedrungen. Aber ich glaube schon, dass sich die Mühe lohnt.

Die Anliegen der österreichischen Bergbauern und Bergbäuerinnen sind auch unsere Anliegen, weil uns völlig klar ist, dass ohne die Besiedelung und Bewirtschaftung im Gebirge das Erlebnis Berg zumindest schwere Einbußen erleiden würde.

Rudi Erlacher, Vizepräsident DAV:

Ich bin nicht nur Vizepräsident des Deutschen Alpenvereins, sondern ich bin auch im Vorstand des Vereins zum Schutz der Bergwelt und wir geben jedes Jahr ein Jahrbuch heraus. Und es gibt fast kein Jahrbuch, in dem wir uns nicht intensiv mit der Problematik der Bergland- und Almwirtschaft auseinandersetzen. Es ist auf alle Fälle so, dass die Berglandwirtschaft – mit Fokus auf die Almwirtschaft – eines unserer Anliegen ist. Der Verein zum Schutz der Bergwelt engagiert sich sehr intensiv, um diese Höhenkulturlandschaften aufrecht zu erhalten und zu stabilisieren, bis hin zur Forschung, wie man zum Beispiel durch gestaffelte Subventionierung die Bewirtschaftung der Höhenlagen wirksam unterstützen kann. Wobei das immer auch konfliktuell ist, das muss man auch sagen.

Peter Solnar, Bürgermeister Aschau / Bergsteigerdorf Sachrang:

Natürlich ist die Almwirtschaft ein wesentlicher Bestandteil, deswegen ha-

ben wir uns auch um das Prädikat „Bergsteigerdörfer“ beworben. Ich glaube, ich kann da auch für Schlechring reden, dort gibt es das „Ökomodell Achental“, dass ja dieses Anliegen schon lange unterstützt. Bei uns gibt es das Bergbauernmodell, welches im Rahmen der gesamten Dorfgemeinschaft besonders die Almbauern unterstützt. Das hat Modellcharakter und wird vom Freistaat Bayern unterstützt: Neun Almbauern haben sich freiwillig zusammengeschlossen und vermarkten auch gemeinsam. Die gehen zum Beispiel mit den Touristen, aber auch mit den Einheimischen tageweise oder wochenweise schwenden. Das funktioniert seit drei Jahren perfekt und ich empfehle, sich das anzusehen. Es gibt auch länderübergreifende Modelle mit Tiroler Bauern. Daran zeigt sich: Wenn man will, dann schafft man es. Man muss sich zusammensetzen und darüber reden und das geht auch in Kombination mit dem Naturschutz. Es gibt überhaupt keinen Dissens zwischen Naturschutz, der Almwirtschaft und den Bauern.

Josef Außerlechner, Bürgermeister Bergsteigerdorf Kartitsch und

Landwirt: Wer darauf wartet, dass sich das System von selber ändert, der wartet lange. Die Bauern sind eine Minderheit. Den Schlüssel hat der Konsument in der Hand: Mit jeder Kaufentscheidung bestimmt er, wie, was und wo produziert wird. Das ist ganz einfach, beim Staat gibt man die Stimme in die Wahlurne und dann entscheidet sich, wer Politik macht. Außerdem müssen auch die Bauern umdenken. Da muss etwas von unten kommen, damit sich der Bauer für nachhaltige Produktionsweisen entscheidet.

Vielleicht noch etwas zum Nachdenken, von den weltweit größten Unternehmen des Jahr 1900 gab es im Jahre 2000 kein einziges mehr, das heißt: Größe ist nicht alles. Der Konsument entscheidet, was passiert!

Luisa Deubzer, CIPRA-Jugendbeirat:

Wie könnte man möglichst gut erreichen, dass die Besucher der Bergsteigerdörfer das, was sie dort an Werten erfahren, in den Alltag umsetzen? Vielleicht ist es ja schon so, dass die Besucher ohnehin schon bewusste Konsumenten sind, sei es, dass sie regionale und / oder biologische Produkte kaufen. Oder sind es Leute, die vorher keinen Bezug zur Thematik haben und erst vor Ort sensibilisiert werden? Oder sind es doch Touristen, die denken „im Urlaub gehe ich in die Bergsteigerdörfer, da will ich heile Welt“, aber keine Brücke schlagen wollen zu ihrem Lebensalltag, und dann erst wieder zum Diskonter einkaufen gehen. Eure Einschätzung interessiert mich: Gibt es diesen Zusammenhang, oder existieren vielleicht alle drei Zielgruppen nebeneinander? Und was könnte man tun, um diesen Brückenschlag zu schaffen?

Christine Pichler-Brix: Es ist sicher sehr wichtig, dass man bewusst einkauft. Aber das alleine wird die bäuerliche Landwirtschaft nicht retten. Das Ganze ist überaus komplex geworden und die Supermarktketten haben schon so viel Einfluss, die bestimmen, was in den Regalen liegt. Und es haben bei weitem nicht alle Konsumenten die Möglichkeit, beim Bauern einzukaufen, vor allem in den größeren Städten. Es gibt da zwar schon Ansätze, aber ist sehr kompliziert. Ich glaube, unsere Berufsvertretung muss sich einsetzen, damit wir ordentliche Rahmenbedingungen bekommen. Wir müssen den Konsumenten bewusst machen, dass ihre Kaufentscheidung wichtig ist und sie unseren Vertretern auf die Füße steigen können. Es ist einfach nicht in Ordnung, dass die Riesenbetriebe die großen Fördersummen bekommen, aber dem Agrarkommissar aus Brüssel die kleinen Bergbauernbetriebe vorführt

werden. Es muss ein gerechtes Verteilungssystem her, dazu gehört auch die Milchquote, die man niemals hätte abschaffen dürfen. Ich glaube, da gibt es viele Möglichkeiten auf vielen verschiedenen Ebenen.

Franz Ferdinand Türtscher, Altbürgermeister von Sonntag:

Ich komme aus dem Biosphärenpark Großes Walsertal. Bei uns versucht man im Regionalladen und in selbständiger Käseerzeugung, den Gästen die zu uns kommen, das anzubieten. Nach unserer Erfahrung wird dies von den Gästen gerne angenommen, die auch Produkte gerne nach Hause nehmen. Mir ist aufgefallen, dass ich hier in Steinbach bis jetzt nirgends etwas gesehen habe, dass ich als Geschenk von hier mit nach Hause nehmen kann. Aber vielleicht täusche ich mich da, liebe Frau Bürgermeisterin. Ich möchte hier nichts Falsches sagen, aber ich kann nur sagen, dass man bei uns versucht, den Gästen Produkte anzubieten und man versucht auch mit den Gasthäusern und den Gastbetrieben zu reden, dass auch sie Produkte, die im Tal erzeugt werden, auf den Frühstückstisch oder Mittagstisch stellen. Das Credo des Biosphärenparks lautet: „Leben und Wirtschaften im Einklang mit der Natur!“ Ich lade euch gerne ein, unsere Philosophie kennen zu lernen, vielleicht kann man sich da auch gegenseitig helfen.

Helga Beermeister, Tourismusverband Wipptal:

Ich bin hier für die Bergsteigerdörfer St. Jodok-Schmirn-Vals und würde gerne erzählen, wie das bei uns abläuft. Wir sind sehr kleinbäuerlich strukturiert, auch der Tourismus ist sehr klein strukturiert. Wir versuchen diese beiden Dinge zu kombinieren. Wir haben eine Schule der Alm gegründet wo Gäste auf der Alm mithelfen können. Die lernen die Tätigkeiten auf der Alm und können dann anschließend ein Volontariat auf der Alm machen. Das heißt, die Gäste kommen zu uns, lernen als erstes, wie man mit der Sense mäht, einen Holzzaun errichtet oder Bergheu einbringt. Die Gäste bleiben oft gerne noch eine Woche länger und arbeiten dann mit. Das hilft dem Bauern auf der Alm sehr. Es gibt ja in der Landwirtschaft einen Arbeitskräftemangel und viele haben einen zweiten Beruf. Deshalb ist das eine gute Initiative, auch weil sie gut mit den Beherbergungsstrukturen kombiniert werden kann. Die Gäste wohnen nämlich nicht auf der Alm, das ist zu klein. Gewohnt wird im Tal bei den Privatzimmervermietern und in Gasthöfen. Die zweite Initiative, die wir für die Bauern gestartet haben, ist eine Broschüre, in der alle heimischen Produzenten – hauptsächlich Kleinbauern – aufgelistet sind. Sie haben sich in der Initiative „Genußspechte“ zusammengeschlossen, wir organisieren die Vermarktung, damit die Produkte von den örtlichen Betrieben auch verkauft oder in der Gastronomie verwendet werden. Die Termine für die Schule der Alm sind unter www.wipptal.at/de/schule-der-alm abrufbar.

Rudi Erlacher: Zur unmittelbaren Situation der Produktion regionaler Produkte kann ich zwei Beispiele nennen: Zum einen Innervillgraten mit der Veredelung der im Tal erzeugten Schafwolle. Die haben dort eine kleine Fabrik und einen Laden, da werden auch viele andere Sachen, die im Tal produziert werden, verkauft.

Das andere ist das künftige Bergsteigerdorf Kreuth. Nicht weil ich dort aufgewachsen bin, liebe ich das jetzt. Das gibt es ein sehr gutes Projekt, die sogenannte „Naturkäserei Tegernseerland“ – über den Namen kann man streiten. Aber dort wird ganz konsequent Heumilchkäse produziert. Einige Bauern haben sich darauf eingelassen und haben jetzt einen besseren Milchpreis. Eine wirkliche Erfolgsgeschichte!

Und das nächste, was in unserer jetzigen Situation wirklich essentiell ist – auch angesichts des Klimawandels: Eine adäquate Verkehrsinfrastruktur vor Ort, für die man auch erst Verständnis bei den Gästen erreichen muss. Also dass der Bergsteiger auch um sechs Uhr in der früh mit dem öffentlichen Verkehr – der bezahlbar ist – zu den Ausgangspunkten seiner Touren kommt, wo heute noch 20 – 30 Autos stehen. Das wird zwar schwierig und bedarf hoher Anschubfinanzierungen, hätte aber eine Attraktion und würde die Leute zum Umdenken bringen. Man könnte so über eine veränderte Verkehrssituation, die offensichtlich nachhaltig und beispielhaft für den Klimaschutz ist, durchaus andere Denkweisen „antriggern“.

Jens Badura, Philosoph:

Es sind schon viele positive, optimistische Ideen und Hoffnungen formuliert worden. Dass die Idee der Bergsteigerdörfer dazu offensichtlich motiviert, finde ich toll. Zugleich habe ich ein leichtes Unbehagen: Wenn zu viel in den Bergsteigerdörfern möglich sein soll, dann werden sie als eine Art Gegenwelt inszeniert, in die jeder seine Hoffnungen abladen und ein Stück weit auch seinen moralischen Konsum ableisten kann.

Es hat viel damit zu tun, dass wir alle in einer Atmosphäre von Unbehagen leben, die nach vielerlei Auswegen sucht und nach vielerlei Projektionsflächen, auf denen wir uns ein besseres Leben aufmalen könne. Wir müssen aufpassen, dass wir nicht in unsere eigenen Projektionsleinwände einziehen, sondern am Boden bleiben. Deshalb nochmals von meiner Seite der Appell, zu fragen: „Was ist ein gutes Leben, das wir leben wollen?“ Die entscheidende Frage ist nicht „wie **sollten** wir leben“, sondern „wie **wollen** wir leben?“ Also: Wie wollen wir leben, da wo wir sind, und nicht: Was müsste man machen, damit man so lebt, wie man leben soll.

Ich glaube, dies ist eine entscheidende Nuance. Die Formel vom moralischen Konsum stammt übrigens nicht von mir, das ist eine Theorie, die mit der Entwicklung der Bio- und Fairtrade-Labels entstanden ist – also, wenn man sagt: „Wunderbar, ich brauche mich gar nicht ändern, ich kaufe Bio und damit habe ich es ohnehin schon gut gemacht.“

Rudi Erlacher hat in seinem Vortrag Tristan Garcia zitiert: Dieser leitet seine Theorie ja aus der Elektrifiziertheit her und sagt, die Moderne sei geprägt vom Gedanken des Elektrischen. Wir stehen unter Strom und wenn der Strom ausgeht, sind wir tot, also müssen wir den Strom erhalten. Ich glaube, wir müssen genau darauf achten, welche Art von Energie wir uns selber zuführen und was das für die Energieerzeugung heißt, die wir brauchen, damit der Strom quasi den lebensfähigen Pegel erhält und die Gratwanderung ermöglicht, von der gesprochen wurde. Das setzt aber voraus, dass ich erst einmal gehen lerne auf diesem Grat. Es braucht Bedachtheit und „Nachdenklichkeit zur Vordenklichkeit“, für die wir uns Zeit nehmen sollten. Die Bergsteigerdörfer sollten nicht überlastet oder überhitzt werden. Dann können sie tatsächlich als potientielles Modell für ein erstrebenswertes, gutes Leben gedacht werden.

Josef Loferer, Bürgermeister Bergsteigerdorf Schleching und Landwirt:

Was uns allen in den Bergsteigerdörfern wichtig sein muss: Es geht um die Wertigkeit, das Leben in den kleinen Betrieben zu ermöglichen. Wenn wir es nicht schaffen, diese Familien zu unterstützen, werden wir auf Dauer keine Almwirtschaft haben. Wir, die Bergsteigerdörfer, werden auch irgendwann gefragt werden: „Auf welcher Seite steht ihr? Was wollt ihr haben?“ Wir haben die Aufgabe zu sagen:

„Wir wollen die kleinstrukturierte Landwirtschaft, nicht nur in unseren kleinen Dörfern, sondern im gesamten Alpenraum!“ Denn nur wir haben über Jahrhunderte die Menschen im Alpenraum mit Lebensmitteln versorgt. Die Situation die wir jetzt haben, ist von kurzer Dauer, wir müssen uns mit der Zukunft auseinandersetzen. Heute vormittag wurde die Mindestsicherung angesprochen, wir müssen uns damit in den Alpen auseinandersetzen. Es ist wichtig, dass wir uns positionieren und die kleinstrukturierte Landwirtschaft klar wertschätzen: Weil nur die Landwirtschaft den Berg sichern kann, somit wir Landwirte den Tourismus sichern und den Wohlstand in unseren Dörfern. Das ist ein Kreislauf. Dafür stehen wir und deshalb müssen wir eine klare Linie verfolgen!

Peter Rumpold: Ich würde gerne das Thema der Architektur noch einbringen, das in der Abschlussdiskussion bisher nicht vorgekommen ist. Daher meine Frage an Frau Hallama. Sie haben ja das Zusammenspiel zwischen Baukultur und Regionalität erwähnt. Gibt es eigentlich Befragungen oder Erhebungen im Alpenraum, bis zu welchem Ausmaß die Modernisierung im architektonischen Sinn, oder die Verbindung zwischen Tradition und Moderne von der jeweils ansässigen Bevölkerung noch gut geheißen wird und ab wann dies als zu starke Beeinträchtigung des Gewohnten angesehen wird?

Doris Hallama, Architektin:

Das muss ich mit Nein beantworten, also das gibt es nicht. An sich wäre es eine gute Überlegung, allerdings liegt das Problem viel tiefer: Es wird viel zu wenig hingeschaut, gerade von den Bauherren und -damen, oder von den Architekten. Der Wunsch zu bauen ist quasi ein Selbstläufer geworden und kein Thema der Kultur oder Architektur mehr. Jeder kann bauen, darf bauen, möchte das bauen, was er will und die von Ihnen aufgeworfene Frage wird von den Bewohnern oder den Bauherrschaften gar nicht gestellt.

Nicole Eder, Bürgermeisterin Bergsteigerdorf Steinbach:

Weil die Gemeinde Steinbach vorher angesprochen wurde, möchte ich sagen, wie schwierig es ist, Partner zu finden, die Produkte liefern. Seit zwei Jahren versuchen wir in Zusammenarbeit mit dem Naturpark unsere Zwetschkenprodukte zu platzieren. Der Schnaps wird angeboten, weil er immer schon auf den Höfen gebrannt wurde. Auch die Dörrzwetschken gibt es, diese waren immer schon da. Aber das Zwetschken-Chutney, welches Sie in Ihren kleinen Gastgeschenken finden, kommt nicht aus Steinbach, es kommt aus dem Naturpark.

Es kann ja nicht immer jedes Dorf ständig alle Produkte liefern, weil es von der Art des Dorfes nicht möglich ist und von der Landwirtschaft nicht angeboten wird. Es werden bei uns im Dorfladen – wir haben noch einen – immer wieder lokale Produkte angeboten, aber nicht in der Weise, wie wir uns das als Gemeinde oder als Bergsteigerdorf wünschen würden.

Im Bezirk gibt es jeden Freitag einen gut eingeführten Bauernmarkt. Dort kann man sich ein anständiges Produkt kaufen, wenn es das einem wert ist. Leider denken nicht alle Menschen so und nicht alle können es sich leisten, das muss man auch sagen. Es liegt an jedem einzelnen zu entscheiden, nehme ich weniger und leiste mir das gute Produkt, oder muss ich, weil es anders nicht geht, die Masse nehmen, weil es günstiger ist. Von den Bergsteigerdörfern zu erwarten, dass sie die Leute

bekehren, ist sicher zu hoch gegriffen. Wir können nur sagen, und dem pflichte ich bei: „Was wollen wir?“ und „Wie wollen wir sein?“ und nicht „Was erwarten die anderen von uns?“

Liliana Dagostin, Projektteam Bergsteigerdörfer ÖAV:

Grundsätzlich sind wir als Alpenverein gut beraten, wenn wir mit unseren Wünschen und Erwartungen an euch Bergsteigerdörfer mit Bedacht umgehen. Bei der letzten Jahrestagung in Vent hat unser Referent Gerhard Lieb von der Universität Graz gesagt: „Passt auf mit eurem Wunsch, dass jedes Bergsteigerdorf öffentlich erreichbar sein muss und dass ihr mit euren städtischen Vorstellungen an die Erreichbarkeit niemanden überfordert! Geht das sanft an!“

Als Alpenverein wollen wir von den Bergsteigerdörfern nicht verlangen, dass sie unsere hehren Zielen erfüllen, sondern dass wir gemeinsam und schrittweise vorgehen. Was kann der Alpenverein dazu beitragen? Mein Vorgänger Peter Haßbacher hat immer gesagt: „Es geht darum, den Schritt zu schaffen von der Wertschätzung hin zu mehr Wertschöpfung.“ Die Wertschätzung haben wir und wer sie nicht hat, dem können wir sie näherbringen. Das schaffen wir unter anderem durch unsere auflagenstarken Medien. Ihr wisst vielleicht, dass alleine unser Mitglieder-magazin „Bergauf“ in Österreich 750.000 Personen erreicht. Gemeinsam mit dem Deutschen Alpenverein, dem Alpenverein Südtirol, der slowenischen Bergsteigervereinigung und dem Club Alpino Italiano erreichen wir über 2 Millionen Menschen. Ich glaube, es ist wichtig, dass wir diese Partnerschaft breit vorstellen können.

Bergwaldprojekte und Umweltbaustellen sind weitere Instrumente, um diese Bewusstseinsbildung voran zu treiben. Es handelt sich um Freiwilligenwochen, die regelmäßig innerhalb kürzester Zeit ausgebucht sind. Da kommen 30 bis 40 junge Leute, da kommen auch deren Eltern. Sie lernen, wie man eine Alm schwendet oder wie man Lesesteinmauern errichtet. Das sind unsere Beiträge zur Bewusstseinsbildung, damit beugen wir auch unsinnigen Erwartungen vor, etwa, wie ich es gestern gehört habe, der absurden Idee einer „veganen Alm“.

Hildegard Bachler, Via Campesina:

Ich möchte noch etwas sagen, was leider nicht so schön ist. Wie wir alle wissen, gibt es den traurigen Fall, dass in Tirol eine Urlauberin auf der Alm von Kühen attackiert worden ist. Da muss ich sich die Landwirtschaftskammer für uns Bauern stark machen, damit wir nicht in rechtliche Schwierigkeiten geraten.

Es kann nicht sein, dass wir Leute über unsere Grundstücke wandern lassen und dann vielleicht den Hof verlieren, weil etwas nicht hätte passieren sollen oder dürfen. Die Tiere wurden jahrhundertlang auf der Alm gehalten und jetzt treten Situationen ein, die für den Bauern existenzbedrohend sein können. Ihr werdet es nicht wollen, dass wir die Kühe wegsperren und wir wollen auch nicht, dass wir die Wanderer aussperren. Aber wenn das so weitergeht, dann müssen wir links und rechts einen Zaun aufstellen und das ist für beide Seiten nicht schön und auch nicht das, was wir alle miteinander wollen. Wir brauchen ein Miteinander und kein Nebeneinander oder Gegeneinander.

Liliana Dagostin: Ich bin in der Arbeitsgruppe, die nach dem besagten Unfall eingesetzt wurde, damit von den Touristikern bis zum Alpenverein, von der Landwirtschaftskammer bis zu den Jägern alle an einem

gemeinsamen Strang ziehen. Es geht auch hier um Bewusstseinsbildung und Information. Wir haben sofort einen Artikel über das richtige Verhalten auf Wiesen mit Weidevieh veröffentlicht, ebenso der Deutsche Alpenverein. Hausverstand und Eigenverantwortung sind für uns wichtige Tugenden, die wir hochhalten und über unsere Informationskanäle bekannt machen.

Hildegard Bachler: Wir müssen da wirklich eine Regelung finden, die klar feststellt, wer verantwortlich ist. Sollte dies der Bauer sein, dann können wir eigentlich niemanden mehr über die Weide lassen, so unangenehm das für alle ist, aber es geht ja um unseren Hof.

Josef Außerlechner: Das ist wie die Quadratur des Kreises, Ursache und Wirkung: Der Städter fordert, dass die Kuh nicht angebunden werden darf. So gehaltene Tiere sind Laufstallvieh. Laufstallvieh ohne menschliche Betreuung wird scheu. Deshalb passieren diese Weideunfälle. Hingegen ist eine Kuh, die täglich Tag betreut und im Stall angebunden ist, an den Menschen gewöhnt. Das ist der Widerspruch in sich, die Laufstallkuh ist erwünscht, das Verhalten der Laufstallkuh auf der Alm allerdings nicht.

Gexi Tostmann: Ich finde es ganz wichtig und das habe ich bis jetzt noch nicht gehört, dass die kleinen und mittleren Handwerksbetriebe mit eingebunden werden. Wir haben vergleichbare Probleme, die nur ein wenig anders gelagert sind. Wir könnten gut zusammenarbeiten. und wir müssen uns auch durchsetzen. Alle, die sehen, was falsch läuft, müssen sich einsetzen. Wir dürfen auch nicht zu höflich sein und müssen klar sagen, was wir wollen und was wir nicht wollen. Andererseits sollten wir uns nicht ganz so wichtig nehmen, sondern auch für Menschen offen sein, denen es wesentlich schlechter geht als uns. In unserer eigenen Gesellschaft aber auch in anderen Kontinenten beuten wir viele Menschen aus – oft auch unwissend.

Frau Bürgermeister Eder hat vorhin gesagt, dass wir die Menschen nicht bekehren können. Ein Leitsatz in unserer Firma ist: „Wir haben die Aufgabe, unsere Kunden zu bekehren. Wer unsere moralischen Grundsätze nicht akzeptiert, soll auch nicht bei uns einkaufen.“ Ich glaube, die meisten schätzen diese Haltung. Die Menschen sind ja nicht nur machtgierig, sie wollen auch Führung haben. Viele sind froh, wenn sie Leitbilder haben, oder jemanden, dem den sie vertrauen können. Henry Ford hat schon gesagt: „Ein Geschäft, das nur Geld bringt, ist ein schlechtes Geschäft!“ Und das ist eigentlich auch ein Motto von uns.

Herbert Gschoßmann, Bürgermeister Bergsteigerdorf Ramsau bei Berchtesgaden:

Ich bin froh, dass heute festgestellt wurde, dass Bergsteigerdörfer nicht nur aus schönen Bergen bestehen. Die Bergsteigerdörfer sind ein Auftrag und zugleich eine Riesenchance. Das politische Interesse ist unwahrscheinlich groß, nicht nur für die Bergsteigerdörfer an sich, sondern vor allem auch für die dahinter stehende Philosophie.

Wir sollten diese Chance nutzen, über die Alpenvereine medial weiterhin auftreten und unsere Ideen nach außen tragen. Sodass sich am Ende ein sichtbarer Erfolg einstellt. Das kann ein materieller Erfolg in Form von finanziellen Ergebnissen sein, es kann aber genauso gut – und das dürfen wir nicht unterschätzen – ein Aufmerksamkeitserfolg sein.

Wenn man sieht, was wir tun, dann macht sich das vielleicht nicht sofort

materiell bemerkbar. Aber wir wirken nach außen, das interessiert die Leute, die Öffentlichkeit und die Politik. Wir müssen also authentisch auftreten, wir müssen regional vor Ort wirken und wir müssen unsere Bevölkerung hinter dieser Idee versammeln. Wenn die Leute merken, es macht Sinn, diese Philosophie zu vertreten, dann sind wir auf einem sehr, sehr guten Weg. Wenn wir diesen Weg gemeinsam, insbesondere mit dem Alpenverein, und mit Engagement weiterbeschreiten, dann werden wir auch in Zukunft Erfolg haben.

Abschrift der Tonaufnahme: Jan Salcher





Anhang

Teilnehmerinnen und Teilnehmer

	Nachname	Vorname	Gemeinde / Organisation
1	Angermann	Peter	ÖAV Sektion Mallnitz
2	Außerlechner	Josef	Kartitsch
3	Badura	Jens	Zürcher Hochschule der Künste
4	Beermeister	Helga	Tourismusverband Wipptal
5	Bischof	Hildegard	Großes Walsertal
6	Bischof	Monika	Biosphärenpark Großes Walsertal
7	Dagostin	Liliana	Österreichischer Alpenverein
8	Deubzer	Luisa	Cipra International
9	Draschl	Leonhard	Kartitsch
10	Dunkel-Schwarzenberger	Gerald	Österreichischer Alpenverein
11	Prašnikar	Dušan	Planinska zveza Slovenije
12	Eder	Nicole	Steinbach am Attersee
13	Erlacher	Rudi	Deutscher Alpenverein
14	Eržen	Miro	Planinska zveza Slovenije
15	Föttinger	Georg	Steinbach am Attersee
16	Goller	Anton	Kartitsch
17	Griebaum	Andreas	ÖAV Sektion Austria

	Nachname	Vorname	Gemeinde / Organisation
18	Gschoßmann	Herbert	Ramsau bei Berchtesgaden
19	Hager	Helga	St. Jodok, Schmirn- und Valsertal
20	Hallama	Doris	Technische Universität München
21	Hartlieb	Walter	Kötschach-Mauthen
22	Hesse	Karl-Heinz	DAV Sektion Göttingen
23	Hipp	Tobias	Deutscher Alpenverein
24	Holzinger	Christian	Steinbach am Attersee
25	Kaker	Ana	Luče
26	Kals	Roland	Österreichischer Alpenverein
27	Kapferer	Karl	St. Sigmund i. Sellrain
28	Kendler	Sepp	ÖAV Sektion Großarl-Hüttschlag
29	Kneissl	Franz	Steinbach am Attersee
30	Kulmesch	Heribert	Zell-Sele
31	Loferer	Sepp	Schleching
32	Mair	Hanspeter	Deutscher Alpenverein
33	Maltan	Beppo	DAV Sektion Berchtesgaden
34	Markič	Mojca	Jezerko
35	Mayr	Hans	Lunz am See

	Nachname	Vorname	Gemeinde / Organisation
36	Meško	Marko	Jezersko
37	Pančur	Jožica	Luče
38	Penker	Uwe	Tourismusverband Mallnitz
39	Penz	Ingrid	Region Sellraintal
40	Pichler	Cornelia	TU Wien
41	Pichler	Anna	Alpenverein Südtirol
42	Ploderer	Martin	Lunz am See
43	Pumberger	Sabine	Naturpark Attersee-Traunsee
44	Rasp	Fritz	Tourismusverband Ramsau bei Berchtesgaden
45	Rebolj	Jurij	Jezersko
46	Reichl	Gertraud	Steinbach am Attersee
47	Reitler	Barbara	Österreichischer Alpenverein
48	Resch	Johann	Steinbach am Attersee
49	Resch	Alois	Ramsau bei Berchtesgaden
50	Rumpolt	Peter	ÖAW/ BMLFUW
51	Rüscher	Klaus	Malta
52	Rüscher	Gerhild	Malta
53	Salcher	Jan	Österreichischer Alpenverein
54	Schlosser	Hannes	Alpingeschichten Bergsteigerdörfer
55	Schnaitl	Clemens	Naturpark Attersee-Traunsee
56	Schöpf	Martin	Alpenverein Südtirol
57	Schuhwerk	David	Naturpark Weißbach
58	Schwarzen- lander	Stephanie	Steinbach am Attersee
59	Šiljar	Aneta	Luče

	Nachname	Vorname	Gemeinde / Organisation
60	Solnar	Peter	Aschau am Chiemsee
61	Solnar	Birgit	Aschau am Chiemsee
62	Spalt	Susanne	Steinbach am Attersee
63	Stock	Christoph	Tourismusverband Innsbruck
64	Supersberger	Markus	Mallnitz
65	Thüringer	Julia	Cipra International
66	Tostmann	Gexi	Tostmann Trachten
67	Türtscher	Franz-Fer- dinand	Sonntag im Großen Walsertal
68	Türtscher	Merbod	Großes Walsertal
69	Türtscher	Aloisia	Großes Walsertal
70	Türtscher	Wilfried	Großes Walsertal
71	Untergug- genberger	Christian	Tourismusinfor- mation Lesachtal
72	Wallentin	Liselotte	Steinbach am Attersee
73	Wallentin	Herta	Steinbach am Attersee
74	Wassner	Egon	Zell – Sele
75	Weidinger	Alois	Grünau im Almtal
76	Wirnsperger	Thomas	Tourismusverband Großarlal
77	Wolf	Ludwig	Johnsbach
78	Wölger	Herbert	Nationalpark Gesäuse
79	Zopf	Petra	Steinbach am Attersee
80	Hickes	Wolfgang	Steinbach am Attersee

Begrüßungsabend



Führung durch den Ort



Gustav Mahler Wanderung und Schifffahrt



Im Hölleengebirge



Adressen

Projektteam Bergsteigerdörfer



Liliana Dagostin, Barbara Reitler
 Österreichischer Alpenverein
 Olympiastr. 37
 6020 Innsbruck, Österreich
 Tel. +43 512 5954731
 liliana.dagostin@alpenverein.at
 barbara.reitler@alpenverein.at
 www.alpenverein.at



Tobias Hipp, Hanspeter Mair
 Deutscher Alpenverein
 Von-Kahr-Str. 2-4
 80997 München, Deutschland
 Tel. +49 89 14003392
 tobias.hipp@alpenverein.de
 hanspeter.mair@alpenverein.de
 www.alpenverein.de



Anna Pichler
 Alpenverein Südtirol AVS
 Giottostaße 3,
 39100 Bozen, Italien
 Tel. +39 0471 97 81 41
 natur-umwelt@alpenverein.it
 www.alpenverein.it



Dušan Prašnikar, Miro Eržen
 Planinska zveza Slovenije PZS
 Dvorakova ul. 9, p. p. 214
 1001 Ljubljana, Slovenia
 Tel. + 386 1 43 45 683
 dusan.prasnikar@pzs.si
 miro.erzen@pzs.si
 www.pzs.si



Elena Tovaglieri
 Club Alpino Italiano CAI
 Via E. Petrella, 19
 20124 Milano, Italia
 Tel. +39 02 2057231
 e.tovaglieri@cai.it
 www.cai.it



Roland Kals, Jan Salcher
 arp – alpen.raum.planung
 Siebenstädterstraße 15
 5020 Salzburg, Österreich
 Tel. +43 662 644777
 roland.kals@arp.co.at
 jan.salcher@bergsteigerdoerfer.at
 www.arp.co.at



Bundesministerium für Nachhaltigkeit und Tourismus

Dr. Ewald Galle
 Abteilung V/9: Internationale Umweltangelegenheiten
 Stubenbastei 5
 1010 Wien, Österreich
 Tel. +43 1 515 221617
 ewald.galle@bmnt.gv.at
 www.bmnt.gv.at



Ständiges Sekretariat der Alpenkonvention

Mag. Markus Reiterer
 Herzog-Friedrich-Straße 15
 6020 Innsbruck, Österreich
 Tel. +43 512 5885890
 sekretariat@alpconv.org
 www.alpconv.org



BERGSTEIGER
DÖRFER

www.bergsteigerdoerfer.at